Montag, 17. Oktober 1983 - D ***

Axel Springer Verlag AG. Postf. 10 08 64, 4300 Essen 1. Tel. 0 20 54 / 10 11
Wichtige Telefon-Nummern der WELT: Zentralredaktion Bonn (02 28) 304-1 / Anzeigenannahme Kettwig (0 20 54) 10 15 24 / Vertriebsabteilung Hamburg (040) 347-1 – Pflichtblatt an allen deutschen Wertpapierbörsen

DIE WELT

UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Nr. 242 - 42.W.- Preis 1,20 DM - 1 H 7109 A

Belgien 36,00 bfr, Dänemark 8,00 dkr, Frankreich 6,50 F, Griechenland 90 Dr, Großbritannien 65 p, Italien 1300 L, Jugoslawien 100,00 Din, Luxemburg 28,00 lfr, Niederlande 2,00 hfl, Norwegen 7,50 nkr, Österreich 12 öS, Portugal 100 Esc, Schweden 6,50 skr, Schweiz 1,80 sfr, Spanien 125 Pts, Kanarische Inseln 150 Pts.

TAGESSCHAU

POLITIK

„Staatsfeind": Als „Staatsfeind Nummer eins des Sozialismus in Polen" hat die polnische Kommunistische Partei die katholische Kirche im Lande jetzt bezeichnet. Die Kirche war nach dem Verbot der Gewerkschaft „Solidarnosc" Zuflucht von Regimekritikern geworden. Parteichef Jaruzelski hatte das in der Vergangenheit stillschweigend akzeptiert.

Warnstreik in Israel: Rund eine Million Arbeitnehmer haben in Israel nach Gewerkschaftsangaben in einem zweistündigen Warnstreik gegen die Wirtschaftspolitik der Regierung protestiert. – Das israelische Kabinett befaßte sich mit der Nachfolge des zurückgetretenen Finanzministers Aridor.

„Friedensbewegung": Mehrere tausend Menschen haben sich am Wochenende an Aktionen der „Friedensbewegung" mit Blockaden und Demonstrationen beteiligt. In Bremerhaven kam es zu Ausschreitungen; die Veranstalter zeigten sich von der geringen Resonanz ihrer Aktivitäten in der Bevölkerung enttäuscht. (S. 1)

Ausreiseverweigerung: Die USA kritisierten die Verurteilung des jüdischen Dissidenten Josef Begun in der Sowjetunion als „Pro-Forma-Prozeß". Begun hatte sich für Ausreisegenehmigungen für sowjetische Juden eingesetzt. Die Zahl der Genehmigungen ging von 51 000 im Jahr 1979 auf 2700 im Vorjahr zurück.

Keine Annäherung: In der Aussprache über die Mittelstreckenrüstung in Europa haben Bundesaußenminister Genscher und sein sowjetischer Kollege Gromyko in insgesamt elfstündigen Unterredungen in Wien keine Annäherung erzielt. Moskau hält an der starren, die Genfer Verhandlungen blockierenden Position fest.

Kongreß vertagt: Der IG Metall-Gewerkschaftstag in München hat sich auf einen späteren Termin noch in diesem Jahr vertagt. Die 551 Delegierten wurden mit der Beratung der knapp tausend Anträge bis zum Kongreßende am Samstagmittag nicht fertig.

Sacharow-Hearing: Die Teilnehmer der dreitägigen internationalen Veranstaltung in Lissabon appellierten an alle Menschen guten Willens, sich für den in der Sowjetunion verfolgten Regimekritiker Sacharow einzusetzen. (S. 10)

Craxi für Moratorium? Der italienische Regierungschef Craxi schließt eine Verschiebung der Stationierung von Marschflugkörpern um sechs Monate nicht aus, falls die Genfer Verhandlungen von USA und Sowjetunion bis Jahresende keinen Erfolg bringen sollten.

Heute: Bekanntgabe des Nobelpreisträgers in den Wirtschaftswissenschaften. – Schwedens Außenminister Bodström kommt nach Bonn. – „Friedensbewegung" plant Blockade des Familienministeriums.

ZITAT DES TAGES



»Mit traditioneller Gewerkschaftspolitik, die nur darauf hinausläuft, Arbeit zu verteuern, läßt sich weder Arbeitslosigkeit bekämpfen, noch lassen sich bestehende Arbeitsplätze sichern. Alte Rezepte helfen nicht weiter.«

Der Hauptgeschäftsführer des Arbeitgeberverbandes Gesamtmetall, Dieter Kirchner, zur Forderung des IG-Metall-Gewerkschaftstages nach der 35-Stunden-Woche (S. 6) FOTO: JUPP DARCHINGER

WIRTSCHAFT

Exportkontrollen: Präsident Reagan greift auf ein Gesetz aus 1977 zurück, um nach dem Auslaufen des „Export Administration Act" die Lieferung hochtechnologischer Erzeugnisse weiter kontrollieren zu können. (S. 12)

Weltkonjunktur: Trotz Erholung sei noch kein „Durchbruch zu einem dauerhaften Aufschwung" gelungen, erklärt Bundeswirtschaftsminister Graf Lambsdorff bei der ANUGA-Eröffnung in Köln. Er bekräftigt außerdem seine Erwartung von einem Prozent Wachstum in der Bundesrepublik Deutschland in 1983.

35 Stunden-Woche: Nur große und gesunde Unternehmen, nicht aber Krisenbranchen wie Schiffbau und Stahl könnten die Gewerkschaftsforderung „vielleicht" erfüllen, kritisiert Finanzminister Stoltenberg.

Einsparungen: Nur bei weiteren Einsparungen im Agrarbereich kann die EG-Kommission mit ihren Haushaltsmitteln bis Jahresende auskommen. Am Mittwoch will die Kommission darüber entscheiden. (S. 11)

KULTUR

Friedenspreis: In einer Feierstunde in der Frankfurter Paulskirche ist Manès Sperber der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels an verliehen worden. Die Laudatio hielt Siegfried Lenz. (S. 4)

Ehrendoktor: Die Freie Ukrainische Universität in München hat Hubertus Prinz zu Löwenstein die Ehrendoktorwürde verliehen; angekündigt wurde die Auszeichnung für Nikolaus Lobkowicz.

SPORT

Motorsport: Der Brasilianer Nelson Piquet gewann auf Brabham-BMW zum zweiten Mal nach 1981 die Formel-1-Weltmeisterschaft. Sieger des letzten Laufes in Kyalami (Südafrika) wurde der Italiener Patrese (ebenfalls Brabham-BMW).

Hockey: Die TG 1846 Frankenthal holte sich zum dritten Mal die deutsche Feldhockey-Meisterschaft der Herren. Die Frankenthaler siegten bei Schwarz-Weiß-Köln im 41. deutschen Endspiel mit 2:0 (0:0).

Fußball: Nach einem 1:0-Sieg in Mannheim ist der Hamburger SV Spitzenreiter in der Bundesliga. Der FC Bayern München verlor beim 1. FC Köln 0:2 und liegt damit in der Tabelle auf Rang zwei vor dem VfB Stuttgart.

Turnen: Eine Woche vor den Weltmeisterschaften in Budapest bezwang die deutsche Frauen-Riege in Berlin die USA. Die deutschen Turnerinnen siegten an allen Geräten. Yvonne Haug gewann die Einzelwertung.

AUS ALLER WELT

Spacelab: Um mindestens einen Monat ist der Start der Raumfähre „Columbia" – mit dem ersten westdeutschen Astronauten an Bord – verschoben worden. An der baugleichen Fähre Challenger war beim letzten Flug die Triebwerksummantelung bis auf wenige Millimeter durchgebrannt.

Voodoo: Amerikanische Wissenschaftler sind jetzt dem Geheimnis der „lebenden Toten" im karibischen Voodoo-Kult auf die Spur gekommen. (S. 20)

Wetter: Wechselnd bis stark bewölkt, vor allem im Süden Schauerneigung; bis 16 Grad.

Außerdem lesen Sie in dieser Ausgabe:

Warschau stempelt Kirche zum „ideologischen Staatsfeind"

Korrektur des Jaruzelski-Kurses auf Druck der Sowjets? / ZK-Plenum beendet

DW. Warschau

Die polnischen Kommunisten haben, offenbar auch unter Druck aus Moskau, einen schärferen Kurs gegenüber der katholischen Kirche des Landes eingeleitet. Das 13. Plenum des Zentralkomitees der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei (PVAP) stempelte die Kirche zum „ideologischen Staatsfeind Nummer eins des Sozialismus in Polen".

Damit scheint die Linie von Staats- und Parteichef General Jaruzelski, der noch unter dem Kriegsrecht Papst Johannes Paul II. zu einem zweiten Besuch ins Land ließ, korrigiert zu werden. Da Jaruzelski schon in der kommenden Woche nach Moskau reist, wird vermutet, daß die scharfe Sprache auf dem am Wochenende beendeten „Ideologie-Plenum" des ZK der PVAP auch in diesem Zusammenhang zu sehen ist.

Nach der Verhängung des Kriegsrechts und dem Verbot der Gewerkschaft „Solidarität" war die Kirche Zuflucht für Arbeiter und Intellektuelle geworden. Die Partei ließ sie weitgehend gewähren, da ihr bewußt war, daß der neue Primas Jozef Kardinal Glemp auf eine Politik des Ausgleichs bedacht war.

Die Attacken der Parteifunktionäre galten bislang auch mehr dem „kämpferischen Klerikalismus". So entstand der Eindruck, die KP versuche zu differenzieren. Diese Phase scheint beendet. Offenbar ist jetzt die gesamte katholische Kirche Polens das Ziel der neuen Kampagne. General Jaruzelski markierte in seiner Schlußrede, in der er zur „Einheit der Partei" aufrief, die Zielrichtung. Eine nationale Verständigung, so der General, müsse eine Stärkung des sozialistischen Staates bedeuten. Die Verteidigung des Friedens, der Sicherheit und der inneren Ruhe in Polen wurde dem *Klerus* zur Auflage gemacht.

Der Minister für Kirchenfragen, Adam Lopatka, beschrieb öffentlich die „wirkliche Gefahr für Polen": eine katholische Kultur, die darauf hinziele, die „fortschrittlichen und revolutionären Elemente in Polen aus der nationalen Kultur auszulöschen". Um dieser Bedrohung zu widerstehen, müsse die Partei, so Parteisekretär Jozef Czyrek, zurückkehren zur „Orthodoxie des Marxismus-Leninismus".

Diese Äußerungen stehen in einem Gegensatz zu den Formulierungen General Jaruzelskis im November-Heft der Zeitschrift „Probleme des Friedens und des Sozialismus". Darin hatte Jaruzelski den in seinem Land „real bestehenden weltanschaulichen Pluralismus mit dem starken Einfluß der katholischen Kirche" noch verteidigt und eine Art Doppelstrategie empfohlen: Die Partei müsse den Einfluß des marxistischen Materialismus stärken, andererseits aber Gläubige stärker am Aufbau des Sozialismus beteiligen. Es fiel am Wochenende auf, daß die schärfsten Äußerungen gegen die Kirche von der „Basis" kamen. So forderte ein ZK-Mitglied sogar, die Katholiken – sie stellen mehr als 90 Prozent der Bevölkerung – schrittweise aus der Partei zu entfernen.

Die bislang immer wieder hinausgeschobene ideologische Konferenz hat aber offensichtlich nicht alle Meinungsverschiedenheiten in der Partei überbrücken können. Für 1984 wurde eine weitere Konferenz aller Parteitagsdelegierten über ideologische Fragen angekündigt. Bedeutung wird schließlich dem Fortgang der sogenannten Wahlberichtskampagne eingeräumt, mit der bis Anfang nächsten Jahres die Funktionäre auf örtlicher Ebene ausgetauscht werden sollen. General Jaruzelski erhofft sich davon eine Stärkung seines Kurses.

DER KOMMENTAR

Warnung vor Illusionen

GÜNTER ZEHM

Die Jury des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels mutet der Öffentlichkeit immer wieder Wechselbäder zu. Kürte sie im vergangenen Jahr den „bekehrten Kalten Krieger" George F. Kennan, der die Sowjets als harmlose Teddybären hinstellt und den Westen zur geistigen Selbstpreisgabe ermuntert, so entschied sie sich diesmal für den europäischen Schriftsteller Manès Sperber, der das kommunistische System aus eigener leidvoller Erfahrung kennt und deshalb vor Illusionen gefeit ist.

Die Ehrung Sperbers kam zur richtigen Zeit. Ein weiterer Abbau der inneren Verteidigungskräfte Europas wäre tödlich für den alten Kontinent. Sperbers Dankesrede, die der Schwererkankte verlesen lassen mußte, wirkte wie eine kräftige Medizin gegen die Gefahr, ebenso bitter wie hochwillkommen.

„Wer glaubt und glauben machen will, daß ein waffenloses, neutrales, kapitulierendes Europa für alle Zukunft des Friedens sicher sein kann, der irrt sich und führt andere in die Irre. Wer für die Kapitulation vor jenem bedrohlichen Imperium eintritt, das seit dem Zweiten Weltkrieg mehrere europäische Staaten in Satelliten verwandelt hat, irrt sich und führt andere in die Irre."

Solche Worte aus dem Munde eines Friedenspreisträgers wiegen schwer, und schwer wiegt seine Mahnung, sich nicht von „pseudo-ideologischen Erpressern" einschüchtern zu lassen und nicht leichtfertig Gleichheitszeichen zu setzen „zwischen den USA und dem sowjetischen Imperium".

Unverkennbar war der Adressat von Sperbers Mahnungen jene „Friedensbewegung", die soeben in die „heiße Phase" ihrer Aktionen gegen den NATO-Doppelbeschluß eingetreten ist. In ihren Reihen gibt es sowohl Erpresser als auch demagogische Gleichsetzer.

Von den Vernünftigen und Freiheitsliebenden in der gleichen Bewegung wird es abhängen, ob die Aktionen maßvoll und friedlich bleiben oder nicht. Sie sollten die Rede des „alten Europäers" Sperber genau studieren.

Harte Diskussionen Genscher–Gromyko

Keine Annäherung über Positionen zu Genf / Fortsetzung des deutsch-sowjetischen Dialogs

BERNT CONRAD, Wien

Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher und sein sowjetischer Amtskollege Andrej Gromyko haben am Wochenende in Wien in teilweise hart geführten elfstündigen Diskussionen keine Annäherung in den umstrittenen Fragen der atomaren Mittelstreckenrüstung erzielt. Gromyko lehnte die jüngsten in Genf vorgelegten westlichen Verhandlungsvorschläge unter heftiger Kritik an den Amerikanern ab. Genscher hingegen bekräftigte den ernsthaften Verhandlungswillen der NATO, betonte aber gleichzeitig die Entschlossenheit Bonns und seiner Partner termingemäß mit der Nachrüstung zu beginnen, falls bis Ende November keine Ergebnisse in Genf vorlägen.

Gerade weil Genscher eine solche Frontstellung erwartet hatte, bemühte er sich intensiv darum die Brücken zwischen West und Ost auch nach dem Beginn einer Nachrüstung intakt zu halten. Dies gelang ihm teilweise. Offen blieb, ob Moskau die Genfer Mittelstreckenverhandlung nach Beginn der westlichen Nachrüstung fortführen oder – wie in jüngster Zeit mehrfach angedroht – abbrechen wird.

Der Bundesaußenminister erklärte dazu gestern nachmittag vor der Presse: „Ich habe den Eindruck gewonnen, daß die Sowjetunion zu dieser Frage in ernsten Erwägungen ist und noch keine Entscheidung getroffen hat. Ich warne vor Spekulationen, in welche Richtung diese Entscheidung gehen wird."

Befriedigt konnte Genscher berichten, daß Gromyko gemeinsam mit ihm eine Fortsetzung des deutsch-sowjetischen Dialogs bejaht habe. Als Grundlage dafür nannte er folgende konkrete Verabredungen:

- Die gemischte deutsch-sowjetische Wirtschaftskommission wird im November in Moskau tagen.
- Die Planungsstäbe beider Außenministerien werden Gespräche über längerfristige Aufgaben führen. Zur Vorbereitung wird der Leiter des Planungsstabes im Bonner AA, Konrad Seitz, in der nächsten Woche nach Moskau fliegen.
- Es sollen Konsultationen über Fragen des Umweltschutzes stattfinden.
- Noch in diesem Jahr wird der Bonner Abrüstungsbeauftragte, Botschafter Friedrich Ruth, zur Vorbereitung der im Januar in Stockholm beginnenden Europäischen Abrüstungskonferenz (KAE) nach Moskau reisen.
- Die bereits beim Kanzlerbesuch in Moskau im Juli vereinbarten Gespräche über die bisher gescheiterte Einbeziehung West-Berlins in Abkommen über Rechtshilfe, Kulturaustausch und wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit sollen bald aufgenommen werden.
- Gromyko und Genscher wollen sich im nächsten Jahr wieder treffen, ohne allerdings jetzt schon Termin und Tagungsort festgelegt zu haben.

SEITE 2:
Gromykos Taktik

Die Atmosphäre der Gespräche, die am Samstag mittag begonnen hatten, abends unprogrammgemäß fortgesetzt wurden und gestern mittag zu Ende gingen, war nach Angaben eines Bonner Sprechers „sehr ernsthaft, offen, dicht, argumentativ, sachbezogen". Das betraf allerdings nur den unmittelbaren deutsch-sowjetischen Dialog. Mit großer Härte attackierte Gromyko dagegen die USA.

Die Bundesregierung sei von dem aufrichtigen Wunsch der Regierung Reagan nach Ergebnissen in Genf überzeugt, versicherte der Bundes-

● Fortsetzung Seite 10

Warnstreik in Israel gegen Sparprogramm

AFP/dpa, Jerusalem

Die israelische Regierung hat sich auf einer vierstündigen Kabinettssitzung am Sonntag nicht auf einen Nachfolger für den am Donnerstag zurückgetretenen Finanzminister Yoram Aridor einigen können. Der stellvertretende Ministerpräsident David Levy wies ein Angebot nach Angaben eines seiner Berater mit den Worten zurück: „Danke, diesem Minenfeld bin ich nicht gewachsen". Auch der ehemalige Verteidigungsminister Ezer Weizman wurde als Kandidat von der Liste gestrichen. Als mögliche Nachfolger Aridors werden nun Energieminister Modai, Industrieminister Patt und der Likud-Abgeordnete Cohen-Orgad genannt.

Aridor war zurückgetreten, nachdem er mit einem spektakulären Plan zur Bindung der israelischen Wirtschaft an den amerikanischen Dollar gescheitert war. Die „Dollarisierung" sollte dem Anstieg der dreistelligen Inflation Einhalt gebieten.

In Israel sind gestern landesweit Arbeiter und Angestellte einem Aufruf der Gewerkschaft „Histadrut" gefolgt und für zwei Stunden in den Streik getreten. Sie wollten damit gegen die jüngsten Wirtschaftsmaßnahmen und drohende Eingriffe in die Einkommensstruktur protestieren. Die neue Regierung Shamir hatte erst wenige Tage zuvor die israelische Währung Schekel um 23 Prozent abgewertet und die meisten Subventionen um 50 Prozent gekürzt. Wie in den vergangenen Tagen drängten sich auch am Sonntag viele israelische Bürger an den Bankschaltern, um Dollars zu kaufen.

„Afghanische Kultur wird von Kreml zerstört"

dpa, Neu-Delhi

Die sowjetischen Besatzungstruppen in Afghanistan unternehmen offenbar alle Anstrengungen, alte afghanische Traditionen und kulturelle Werte auszumerzen und durch sowjetische Ideologie und sowjetische Kulturvorstellungen zu ersetzen. Vorwürfe in dieser Richtung erhoben jetzt zwei ehemalige afghanische Rundfunkangestellte in Neu-Delhi gegenüber der Zeitung „The Sunday Statesman".

Farida Anwari und Karima Tahoori waren als Ansagerin beziehungsweise politische Kommentatorin bis vor wenigen Monaten beim staatlichen afghanischen Rundfunk und Fernsehen in Kabul beschäftigt. Über Pakistan flohen sie nach Indien.

Die Sowjets, so erklärten sie, nutzten das afghanische Rundfunk- und Fernsehnetz, um täglich sowjetische Ideologie zu verbreiten. Ihr Druck auf die Presse sowie auf die Erziehungs- und Ausbildungsstätten verstärke sich ebenfalls immer mehr. Die einheimische Bevölkerung habe kaum mehr Möglichkeiten, traditionell Afghanisches über Radiostationen oder Zeitungen zu verbreiten.

Die Flüchtlinge erklärten weiter, daß quasi die gesamte geistige und intellektuelle Schicht Afghanistans von den Sowjets wenn nicht verhaftet, so doch zur Flucht und ins Exil getrieben worden sei. Farida Anwari wiederholte in dem Gespräch mit der Zeitung außerdem den mehrfach erhobenen Vorwurf, daß die sowjetischen Truppen in Afghanistan auch chemische Kampfstoffe gegen die Bevölkerung einsetzten.

UdSSR: Ein Tag ohne Bezahlung

AFP, Moskau

Die 150 Millionen Arbeiter in der Sowjetunion haben am Wochenende einen „freiwilligen kommunistischen Samstag" (Subbotnik) abgeleistet. Sie waren aufgefordert worden, ihren Lohn der „guten Sache des Kommunismus" zur Verfügung zu stellen.

Die Moskauer Arbeiter hatten sich vorab „bereit erklärt", ihren Lohn für die Errichtung eines Denkmals zur Erinnerung an den „Sieg des sowjetischen Volkes im großen patriotischen Krieg von 1941 bis 1945" zu opfern. Nach Angaben eines zuständigen Funktionärs wurden für das Monument und den umliegenden 135 Hektar großen Park durch die Lohnabgabe fast zehn Millionen Rubel (rund 33 Millionen Mark) gesammelt.

In der Sowjetunion wurde 1919 zum erstenmal zum unbezahlten Dienst am Subbotnik aufgefordert. Seither ist er zu einer ständigen Einrichtung geworden.

Mao-Kult weiter abgebaut

AP, Peking

Das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Chinas hat offenbar beschlossen, den Personenkult um den früheren „großen Vorsitzenden und Steuermann" Mao Zedong weiter abzubauen. Wie jetzt bekannt wurde, soll das am Tian-Anmen-Platz errichtete Mausoleum zu einer „Ruhmeshalle" umgebaut werden, in der die Statuen auch anderer chinesischer Revolutionäre wie des ehemaligen Ministerpräsidenten Zhou Enlai aufgestellt werden sollen. Bisher war das Grabmal allein Mao gewidmet.

Maos Nachfolger Hua Guofeng hatte 1976 den Bau des Mausoleums angeordnet. Bereits 1980 hatte die Partei einen Abriß erwogen, doch wurde dieser Gedanke angesichts der noch weitverbreiteten Verehrung Maos wieder verworfen. Im Juli 1980 ließ die neue Führung auf dem Platz vor dem Mausoleum alle Porträts Maos bis auf eines entfernen.

Abschied von Weichmann

DW. Hamburg

Mit einer Trauerfeier im großen Festsaal des Rathauses hat Hamburg gestern Abschied von Herbert Weichmann (SPD) genommen. Weichmann war in der Nacht zum 10. Oktober im Alter von 87 Jahren gestorben. Vor den rund 1000 Trauergästen sagte Bundespräsident Karl Carstens, Weichmann habe über Grenzen hinaus Achtung, Anerkennung und Bewunderung erworben. „Mehr als alles andere wollte er, daß wir aus der Erfahrung lernen", sagte Carstens.

Der ehemalige Bundeskanzler Schmidt nannte Weichmann den geistig bedeutendsten Hamburger Bürgermeister dieses Jahrhunderts. Nichts habe Weichmann mehr geprägt als das Schicksal der Weimarer Demokratie. Weichmann habe immer vor dem Verlust der politischen Ratio als Folge ideologischer oder religiöser Machtbewegungen gewarnt.

Seite 6: Abschied

Manès Sperber warnt die Pazifisten

Gegen „aggressive Undankbarkeit" / Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen

J. NEANDER, Frankfurt

Ohne den schwer erkrankten Preisträger fand in der Frankfurter Paulskirche gestern die Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels an den 78jährigen Schriftsteller und Essayisten Manès Sperber statt. Wegen einer akuten Herz- und Coronarinsuffizienz hatten die Ärzte dem in Paris lebenden Preisträger die Reise nach Frankfurt im letzten Moment streng verboten.

Auf Bitten Sperbers, der von dieser Entscheidung, wie er schreibt, „zutiefst enttäuscht" war, verlas in Frankfurt sein Freund Alfred Grosser (1975 Friedenspreisträger) die vorbereitete Dankesrede. In ihrem Mittelpunkt stand Sperbers Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen Friedensdiskussion in der ganzen Welt.

„Ich habe bereits in meiner Kindheit den Krieg zu hassen gelernt und ihn zu hassen nie aufgehört", sagt darin der in Galizien geborene Jude Sperber. „Doch gerade im Hinblick auf jene Jahre wie auf die gegenwärtige Lage und auf die aggressivsten

SEITE 4
Dankesrede und Laudatio

Kundgebungen der heutigen Pazifisten kann ich mich nicht als einen der ihren ansehen." Wer behauptet, Europa werde heute durch die USA gleichermaßen bedroht wie durch das sowjetische Imperium, sei „durch aggressive Undankbarkeit verblendet".

In seiner Laudatio hatte der Schriftsteller Siegfried Lenz zuvor Sperbers Weg vom „ungeduldigen Bedürfnis nach Aktion" zur Verbesserung der Welt bis zum Bruch mit der Partei und dem entschiedenen Kampf gegen jede totalitaristische Ideologie gezeichnet. Sperber habe „eine Möglichkeit des Friedens gezeigt durch seine Wahrheitsliebe und Menschenliebe – er, der mit vielen seiner Generation durch alle Finsternisse dieses Jahrhunderts gegangen ist". Auch in der Verleihungsurkunde heißt es, Sperber habe sich „von den ideologischen Verwirrungen dieses Jahrhunderts befreit".

Oberbürgermeister Walter Wallmann brachte den diesjährigen Friedenspreis mit der Verleihung des Friedensnobelpreises an Lech Walesa in Verbindung und nannte beides eine „mutige Entscheidung". Das Werk von Sperber sei eine „Absage an Bequemlichkeit und Unwahrhaftigkeit".

Pakistanische Opposition zwingt Generale zum Dialog

Zia ul-Haq knüpft Kontakte zu seinen politischen Gegnern

AFP, Islamabad

Das Regime des pakistanischen Generals Ziaul Haq geht offensichtlich schweren Zeiten entgegen. Mit der „Bewegung zur Wiedererrichtung der Demokratie" hat sich zum erstenmal seit der Machtübernahme Zias im Jahre 1977 eine starke politische Opposition gebildet, die die bisher ungestörte Machtausübung des Generals empfindlich stört.

Zwar hat Pakistan seit seiner Etablierung als Staat mit den Kriegen gegen Indien und dem Verlust von Bangladesh (ehemals Ostpakistan) weit schwerere Krisen erlebt. Doch die Kampagne des passiven Widerstands, den die Bewegung aus acht Oppositionsparteien am 14. August dieses Jahres ausgerufen hatte, schien das Land in einer Zeit zu treffen, da sich erstmals größere Teile der Bevölkerung für die Aufhebung des Kriegsrechts, Abhaltung allgemeiner Wahlen und die Wiedereinführung der Verfassung von 1973 aussprechen. Den Beteuerungen des Generals, spätestens im Frühjahr 1985 diesen Forderungen nachzukommen, schenkte die Opposition keinen Glauben, denn bereits zweimal war der General entsprechenden Ankündigungen nicht nachgekommen.

Bei den heftigen Unruhen, die kurz nach diesen Ankündigungen Zias Mitte August vor allem in der Provinz Sind ausgebrochen waren, kamen 150 Menschen ums Leben. Hunderte von Demonstranten wurden in Gefängnisse gesperrt. Die Opposition fühlte sich verraten, da die Unterstützung des Westens und der arabischen Länder ausblieb. Diese Staaten gaben angesichts der Lage im Nachbarland Afghanistan einer stabilen Diktatur den Vorzug vor Bemühungen zur Demokratisierung des Landes.

Im Lauf der vergangenen Woche nahm General Zia erstmals Kontakt zu den Gemäßigten unter seinen Kritikern auf, während die Führung des Landes gleichzeitig Zeichen für eine Dialogbereitschaft gab. Angesichts der schwächer werdenden „Bewegung für die Wiedererrichtung der Demokratie" könnten weniger radikale Kräfte in diesen Verhandlungen den Erfolg sehen, der der Bewegung in ihren Massenaktionen versagt geblieben war.

F

DIE WELT
UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Gromykos Taktik

Von Herbert Kremp

Aus Wien nichts Gutes, aber auch nichts Schlechtes. Daß Außenminister Gromyko im Dialog mit seinem deutschen Kollegen in der Frage der Genfer Verhandlungen nicht umschwenken werde, war vorauszusehen. Die Sowjets haben ihre Raketen-Linie. Sie halten an der Einbeziehung der britischen und französischen Systeme fest, weil diese Rechnung ihnen mindestens 162 SS 20 beläßt, gezählt nach Sprengköpfen. Und sie beharren auch deshalb auf dem europäischen Zählmodus, um Genf scheitern zu lassen. An der hegemonialen Position Moskaus soll sich nichts ändern.

Die Taktik, der sich Gromyko bediente, war durchsichtig. Er schonte den deutschen Gesprächspartner, er vermied dem Vernehmen nach sogar Drohungen, um mit ganzer Härte die Amerikaner angreifen zu können. Dies liegt in der Richtung einer propagandistischen Tour, die wir seit Monaten beobachten. Sie zielt auf die Friedensbewegungen in West-Europa, auf ihren antiamerikanischen Effekt. Genscher widersprach ebenso gezielt. Er gab sich als zuverlässiger Verbündeter Washingtons. Die Sowjets können sich keinen Illusionen mehr hingeben. Lenken sie in letzter Sekunde in Genf nicht doch noch ein, müssen sie mit der Stationierung der Pershing 2 und der Marschflugkörper rechnen.

Genscher kam es darauf an, trotzdem den Gesprächsfaden mit Moskau nicht abreißen zu lassen. Dieser Versuch war offenbar nicht ganz ohne Erfolg. Die Sowjets sind Schachspieler, sie wollen hartnäckig Einfluß ausüben und glauben an die langfristige Wirkung der Subversion. Es geht ihnen dabei mehr um die innere Abrüstung der Deutschen im Westen als um die Abrüstung der Waffen. Das KGB rechnet mit einer bohrenden Identitätskrise der Deutschen, mit dem Selbstmitleid der nach dem Kriege Begünstigten, die sich in den Titelgeschichten ihrer Bilderblätter mit „Depressionen", „Schlafmitteln" und der „Leidenschaft" einer wiederentdeckten Carmen beschäftigen.

Die Sowjets spekulieren wie einst Hitler auf die Dekadenz der Westler. Man wird sehen, was dabei herauskommt.

Zweite Front

Von Peter M. Ranke

US-Verteidigungsminister Weinberger gilt als eifriger Befürworter einer massiven Aufrüstung Jordaniens und Saudi-Arabiens zum Schutz der Ölquellen am Golf. Gegen den *Widerstand des Kongresses, dessen Mehrheit um Israels* Sicherheit besorgt ist und den Arabern eine effiziente Verteidigung der Golfregion nicht zutraut, konnte Weinberger zwar die Lieferung von modernen Kampfflugzeugen und Awacs-Maschinen an Saudi-Arabien durchsetzen, doch der Kongreß verweigerte eine neue Aufrüstung Jordaniens ohne Fortschritte beim Friedensprozeß.

Jetzt scheinen Weinberger und König Hussein doch einen Weg gefunden zu haben: Zwei jordanische Brigaden sollen für 225 Millionen Dollar modern ausgerüstet werden; die Luftwaffe erhält Transport- und Kampfflugzeuge sowie neue Luftabwehrraketen, um als „Eingreifreserve" für den Golf bereit zu sein. Die Brigaden bleiben allerdings in Jordanien stationiert. Oder sollen sie gleich am Golfkrieg der Iraker gegen Iran teilnehmen wie andere jordanische Soldaten?

Das ist nur eine der problematischen Fragen, die diese bisher verheimlichte Konzeption aufwirft, Jordanier am Golf einzusetzen: Sind die Saudis damit einverstanden? Die Syrer, Perser und Kuwaitis sind es sicherlich nicht; ihr Widerstand gegen die Nahost-Politik der USA wird sich versteifen. Und was bedeutet der Plan für Israel?

Die Ausrüstung Saudi-Arabiens – nicht zuletzt mit der in Rede stehenden deutschen Waffenhilfe – sowie Jordaniens schafft beiden Verbündeten die Möglichkeit zur Bildung einer neuen, einer zweiten Front in der Flanke Israels, nachdem Ägypten wegen des Friedensvertrages ausgeschieden ist. In Jerusalem wird man feststellen, daß die USA, die Saudis und *Jordanier nun selbst die überzeugendsten Argumente dafür* liefern, weshalb Israel die 1967 besetzten Gebiete als Vorfeld gegen Jordanien und Saudis nun nicht mehr räumen kann. Und die Ölquellen sind auch mit zwei jordanischen Brigaden nicht zu schützen.

Feuer oder Feuerwehr?

Von Rüdiger Moniac

Kaum je hätte eine Buchmesse eher als die nun zu Ende gehende ein Resonanzboden sein können für den Streit der großen Geister um den Frieden. Kaum je aber war sie das weniger als diese. Jenseits vom Preisträger Manès Sperber, dessen intellektuelle Brillanz, geistige Redlichkeit und moralische Integrität niemand in Zweifel zu ziehen das Recht hätte, gab es in Frankfurt nur wenige, deren Autorität hingereicht hätte, sie als Darsteller für das so große, aber auch so schwierige *Thema „Frieden" hinzunehmen.*

Wer sich vorstellt, Geist und Politik sollten eine Jumelage versuchen, und das wohl am besten dort, wo der „Geist" zwischen Buchdeckeln einlädt, sah sich enttäuscht. Der Politiker, in Gestalt des Bundeskanzlers höchst veritabel anwesend, ward kaum zur Kenntnis genommen auf dem Forum der Bücher. Kohl huschte durch die Reihen der Kojen, so, als wollte er gar nicht wahrgenommen werden.

Ist das die Kapitulation der Politik vor dem Geist? Will auch der neue Kanzler die geistige Führung im Lande genausowenig, wie sie sein Vorgänger Helmut Schmidt als Aufgabe sah? Sicher weiß man dazu eine Antwort nicht. Jedenfalls versuchten andere, die Messe zu dominieren, solche, deren Vorstellung von Frieden bewußt oder weniger bewußt dem Kleinmut gleichkommt eines, der die Feuerwehr mehr fürchtet als das Feuer.

Verkehrt scheint die geistige Situation unseres Landes. Vier namhafte Verlage lassen auf einem Podium diskutieren über das Reizthema dieses Herbstes, so, als wäre mit der „Nachrüstung" ein Krieg fast schon zwangsläufig. Auflage machen mit der Angst.

Natürlich ist es ungerecht, diesen Vorwurf zu erheben. Ein Verleger handelt danach, was „der Markt" verlangt. Wer aber handelt in unserem Lande noch danach, was die Demokratie verlangt? Geht Eigeninteresse immer vor dem Interesse des Ganzen? Magazine, Bücher, Zeitungen? Wer eigentlich hat am meisten dazu getan, die geistige Labilität zu erzeugen, in der *die Bevölkerung bald die Wehrhaftigkeit der eigenen Verteidigung* mehr zu fürchten scheint als die riesig aufgeblähte und zur Verteidigung viel zu große der Sowjetunion?

Die Buchmesse hat etwas offenbart von der Verantwortung der Eliten gegenüber Gesellschaft und Staat. Sie denken nur an sich. Wer denkt an alle?



„... pro Monat – oder?"

ZEICHNUNG: KLAUS BÖHLE

Das süße Gift der Inflation

Von Peter Gillies

Das kleine Land Israel steckt in einer großen Wirtschaftskrise. Sein Überlebenswille nötigt der Welt Respekt ab, aber seine innere Kraft ist ausgehöhlt durch eine galoppierende Inflation, durch schwere Organisationsmängel in der Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik. Der Judenstaat lebt auf eine derart beängstigende Art über seine Verhältnisse, daß Rückwirkungen auch auf seine äußere Sicherheit *nicht ausgeschlossen* sind.

Ein atemberaubendes Handelsbilanzdefizit hat seine Kreditwürdigkeit angeschlagen. Falsche Währungsparitäten ermöglichten einen Lebensstandard auf Pump, dessen Rechnung jetzt krisenhaft fällig wird. Eine inflationstreibende Verkoppelung von Preisen und Löhnen und marktwidrige Subventionen lassen soziale Erschütterungen erwarten. Durch Illusionen verschleiert, versuchte man, eherne Gesetze der Ökonomie außer Kraft zu setzen.

Der Plan, statt des heruntergekommenen Schekel den Dollar als Währung einzuführen, ist aus der Panik geboren. Man erhoffte, durch die Dollarbindung etwas zu erhalten, was man aus eigener Kraft nicht aufzubieten imstande ist: Disziplin. Aber die Suche nach geliehenem Augenmaß, nach einem importierten Korsett, führt in die Irre. Alle Erfahrung lehrt dies.

Aber nicht nur über Israel zerreißen die Schleier von Illusionen. Brasilien und Mexiko, viele Ostblockstaaten und Entwicklungsländer, rohstoffreiche wie rohstoffarme Staaten, haben sich in ihrer Wirtschafts- und Finanzpolitik so stark verhoben, daß ein Zusammenbruch der Weltwirtschaft eine reale Gefahr geworden ist.

Offenbar ist die Lernfähigkeit *der ökonomischen und politischen* Lenker begrenzt. Die Zivilisation hat bewunderungswürdige Mechanismen entwickelt sich fortzubewegen, sich Maschinen auf höchst intelligente Weise nutzbar zu machen, hat ausgeklügelte Sicherheitssysteme entworfen, sogar Erfolge im Kampf gegen den Hunger verbuchen können – und ist dennoch nie resistent geworden gegen das süße Gift, das ihr Mark zerstört: die Inflation.

Die Faszination, die für viele Staatenlenker und ihre Bürger von der Notenpresse ausgeht, ist ungebrochen. Brauchen sie Geld, lassen sie es drucken. Die riesige Staatsverschuldung bei uns und anderswo ist nichts anderes als eine vertagte Inflation, deren Ausbruch durch trickreiche Schuldverhältnisse noch kaschiert wird.

Besonders gefährlich ist die Illu*sion, man könne mit der Duldung* von „ein bißchen Inflation" die Wirtschaft unter Dampf halten und Vollbeschäftigung erreichen oder sichern. Eine Webart dieser Instabilitätspolitik ist diese: Man schafft „Kaufkraft" in der Hoffnung, diese löse Produktions- und letztlich Wohlstandseffekte aus. Mit Hilfe dieser Autosuggestion werden bei Preisen, Löhnen und Kosten falsche Signale gesetzt. Die Spirale setzt sich in Gang: Die Unterneh*mer machen Scheingewinne, die* Arbeitnehmer erhalten mehr Geld, für das sie jedoch weniger kaufen können, Produktionen, die rentabel scheinen, sind es in Wirklichkeit nicht, und der Staat geriert sich als Wohltäter auf Pump, besteuert Einkommen, die keine sind.

Weil der Staat eine Verantwortung übernahm, die er nicht zu erfüllen imstande ist – nämlich die Vollbeschäftigung –, zogen die Reallöhne an, weil sich die Gewerkschaften außerhalb der Arbeitsplatzverantwortung wähnten. Die Gewinne sanken entsprechend, die Erwerbslosenzahlen erhöhten sich. Immer mehr Betriebe entschieden sich unter dem steigenden Lohndruck für die Ratio*nalisierung und für Entlassungen,* um ihren Kernbestand zu retten. Arbeitslosigkeit geriet zu einem Dauerproblem, dessen Verschärfung mit der Arbeitszeitverkürzung bei vollem Lohnausgleich schon programmiert scheint.



Kein Dollar-Korsett für den Schekel: Israels Ex-Finanzminister Yoram Aridor FOTO: CAMERA PRESS

Kommt eine Politik des leichten Geldes hinzu, um den Zins zu drücken, ist die Kapitalfehllenkung komplett. Ein gegen hohe Zinsen weitgehend robuster Staat investiert nach allen möglichen Kriterien, nur nicht nach ökonomischen.

Die heutige Stabilisierungskrise *läßt die Stunde der Wahrheit* erahnen. Weil man zuviel versprach und unerfüllbare Ansprüche nicht nur weckte, sondern auch „durchfinanzierte", schnellten die Zinsen empor. Die Schuldenlast drückt die Großen und die Kleinen, läßt die Handlungsfähigkeit von Staaten erstarren; Investitionen rutschen in die Pleite und machen Arbeitsplätze unlogisch, weil unrentabel.

Fatal ist die Inflation nicht nur, weil sie unmerklich daherkommt, sondern auch, weil sie im ersten Schritt gewissen Gruppen Vorteile verschafft, während andere die Zeche erst später zahlen müssen. Aber sie ist und bleibt einer der unsozialsten Mechanismen menschlichen Zusammenlebens: Sie macht die Reichen reicher und die Armen ärmer.

Für manchen Betrieb ist es schon heute lohnender, festverzinsliche Wertpapiere zu kaufen, als eine Investition zu wagen. Inflation verleitet Staaten zur Verschwendung, ihre Bürger zur Illusion immerwährender sozialer Si*cherheit. Sie höhlt die Tugenden* eines Volkes aus, beispielsweise die Sparsamkeit und den Leistungswillen.

Am Ende stehen eruptive, manchmal revolutionäre Entwicklungen, weil der Mensch durch den plötzlich weggerissenen Inflationsschleier der Ernüchterung nicht standzuhalten vermag. So dräut am Ende nach Ernüchterung und Unrecht letztlich Unfreiheit.

Die törichte Gleichung, fünf Prozent Inflation seien leichter zu ertragen als fünf Prozent Arbeitslosigkeit, ist längst entblößt worden. Ein stabiler Geldwert ist die Voraussetzung für stabile innere Sicherheit – hier und global. Man mag über Beschäftigungsprogramme und andere trickreiche Finanzierungen den kritischen Punkt hinauszögern – es rächt sich stets, wenn Nationen über ihre Verhältnisse leben. Und das verhältnismäßig schmerzhaft.

IM GESPRÄCH J. Piekalkiewicz

Ein Chronist des Krieges

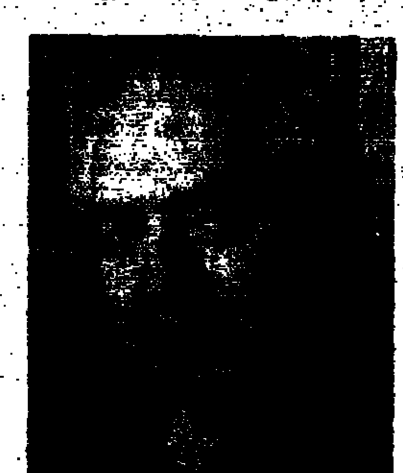
Von Giselher Schmidt

Er ist einer der erfolgreichsten Militärschriftsteller unserer Tage. Seine Bücher erschienen in 13 Sprachen. Jetzt hat Janusz Piekalkiewicz, der nun im rheinisch-bergischen Rösrath lebende polnische Autor, seine jüngste Untersuchung *vorgelegt:* „Unternehmen Zitadelle – Kursk und Orel – Die größte Panzerschlacht des 2. Weltkrieges". Eine Fortsetzung seiner großangelegten Weltkriegs-Chronologie.

Eins seiner Bücher, „Die Schlacht um Monte Cassino", überreichte er vor ein paar Jahren persönlich seinem *Landsmann Karol Wojtyla in* Rom. Dem polnischen Verfasser geht es keineswegs um Kriegs-Nostalgie. Vielmehr lautet sein Motto: „Wir müssen uns erinnern, sonst wird sich alles wiederholen!" Bei den Büchern fällt sofort die gelungene Komposition von Text und Bild auf. Daran erkennt man den geschulten Cineasten. Piekalkiewicz kann sogar auf Film- und Foto-Material der ehemaligen polnischen Untergrundarmee (der er selbst angehört hatte) zurückgreifen. Dieses Material wurde kurz vor dem Einmarsch der Roten Armee in einem Waldgelände bei Warschau vergraben und erst in den 60er Jahren Kontaktstellen westlichen Ausland verschickt.

Piekalkiewicz, Jahrgang 1925, beteiligte sich 1944 am Warschauer Aufstand und geriet anschließend ins KZ Großbeeren bei Berlin. Auch in der Nachkriegszeit blieb er der Rebell gegen jedwede Diktatur – insbesondere 1956 in Posen und anschließend beim ungarischen Aufstand. Deswegen protestierte die Sowjetunion – als Signatarmacht des österreichischen Staatsvertrages – 1957 erfolgreich gegen einen Sektionsleiter von Radio Free Europe in Wien mit Namen Janusz Piekalkiewicz.

Der zog weiter nach Paris, wo er zunächst in Gemüsehallen arbeitete. Von den Ersparnissen kaufte er sich



In 13 Sprachen übersetzt: Schriftsteller Janusz Piekalkiewicz FOTO: DIE WELT

eine Filmkamera und knüpfte an seine frühere polnische Laufbahn als Dokumentarfilme-Macher an. Ein besonderer Erfolg wurde für ihn die 26teilige deutsche TV-Serie „Spione, Agenten, Soldaten", wofür er 1968 in Monte Carlo die „Goldene Nymphe" erhielt. Die ebenso erfolgreiche Buchausgabe fand sogar das Wohlwollen des jugoslawischen Staatschefs Tito, der die serbokroatische Übersetzung allen seinen Offizieren, vom Major an aufwärts, zukommen ließ.

Obgleich Janusz Piekalkiewicz Schlimmes erlebt hat, läßt er in seinen Kriegschroniken auch der deutschen Seite Gerechtigkeit widerfahren. Er vermochte antideutsche Geschichtsfälschungen in der von ihm kritisierten TV-Serie „Der unvergessene Krieg" nachzuweisen. Einer geplanten neuen TV-Folge über den Zweiten Weltkrieg steht er als Berater zur Seite. Ende des Jahres soll auch ein neues weiteres Buch herauskommen mit vielen unveröffentlichten Dokumenten über den Balkan zur Zeit des Krieges.

DIE MEINUNG DER ANDEREN

Le Monde

Das Pariser Blatt stellt einen inneren Zusammenhang her zwischen den Friedensdemonstrationen und der deutschen Teilung:

Die Bundesrepublik ... ist kein Partner wie jeder andere im atlantischen Bündnis. In den Kampf gegen die Kernwaffen mischt sich bei ihr, ob es die Pazifisten wollen oder nicht, die Frage der innerdeutschen Beziehungen. Wenn man eine Bilanz der letzten Monate zieht, dann scheint sich die DDR nicht wesentlich von ihren Positionen entfernt zu haben: soviel wie möglich auf wirtschaftlicher Ebene gegen möglichst wenig Gegenleistung auf politischer und humanitärer Ebene zu erhalten und die Zugeständnisse tröpfchenweise so zu machen, daß die Hoffnung erhalten bleibt. In diesen letzten Mona*ten sind in der Bundesrepublik* zahlreiche Tabus aufgehoben worden- ... Die Dinge haben sich geändert. Die Botschaft der Sozialdemokraten mit ihrer Ostpolitik ist vollständig übernommen worden und hat bei der pazifistischen Welle etwas hervorgebracht, was man ein „neues Nationalgefühl" nennt. Bei genauer Betrachtung stellt es sich eher als eine Forderung nach Souveränität, besonders gegenüber den Vereinigten Staaten, heraus, ein Bewußtwerden, daß die westdeutschen Interessen nicht unbedingt mit denen des Bündnisses übereinstimmen. Es bleibt nur offen, wie Moskau auf die Pershing-Stationierung reagieren wird und ob sich die DDR erlauben kann, ihre „eigenen Interessen" zu verteidigen.

BERLINER MORGENPOST

Hier heißt es über die deutsch-deutschen Beziehungen:

Die innerdeutschen Verhältnisse markieren auch vor der möglichen Stationierung von Pershing-Raketen in der *Bundesrepublik keine Insel* der Seligen. Schon die Zeit vor der von Honecker angedrohten Eiszeit in den deutsch-deutschen Beziehungen *wärmt nicht, sondern macht frösteln.* Augenschließen auf der deutschlandpolitischen Tauchstation hilft nicht weiter – Ottfried Hennig, Parlamentarischer Staatssekretär, hat Maßstäbe zurechtgerückt. Er sprach aus, was andere, die sich der Weihen persönlicher Zusammenkünfte mit SED-Chef Honecker erfreuen dürfen, allenfalls nur den Wänden des stillen Kämmerleins anvertrauen: Die „DDR"-Führung hat den westdeutschen Milliarden-Kredit, wenn überhaupt, nur auf höchst unbefriedigende Weise honoriert ... Es wäre ein Akt der Vernunft, wenn Bonn das Prinzip „Leistung für Gegenleistung" wiederentdeckte.

THE SUNDAY TELEGRAPH

Das in London herausgegebene Blatt empfiehlt den Lord Carrington für den Posten des NATO-Generalsekretärs:

Die Erfahrung und das Prestige, die er für den Posten mitbringen würde, wären nicht zu überschätzen. Nach der nun offenbar unvermeidlich erscheinenden Stationierung von Cruise- und Pershing-Raketen in Westeuropa Ende des Jahres wird die NATO eine neue und kritische Ära beginnen. Ihre steigende militärische Macht wird durch eine verstärkte diplomatische Beweglichkeit ausgeglichen werden müssen, wenn die gegenwärtige gefährliche Konfrontation zwischen Ost und West überwunden werden soll. Man kann sich kaum einen Kandidaten vorstellen, der besser gerüstet wäre, diese Doppelrolle zu übernehmen, als Lord Carrington, ein früherer Verteidigungsminister und Außenminister.

IG Metall: Noch drei Jahre bis zur Steinkühler-Zeit

Bis jetzt halten Traditionalisten und Systemveränderer einander in Schach / Von Günther Bading

Der neue Vorsitzende der IG Metall hat sich auf dem Gewerkschaftstag in München in den beiden wichtigsten Themen des einwöchigen Kongresses durchgesetzt: beim Thema „Frieden und Abrüstung" und in der Diskussion um die 35-Stunden-Woche. Das ist das Fazit des Gewerkschaftstages, von dem man sich vor allem Aufschluß über die Kräfteverhältnisse *in der IG Metall erwartet hat,* die nach der – aus Altersgründen – auf drei Jahre begrenzten Amtszeit des neuen Vorsitzenden Hans Mayr die Entscheidung zwischen Systemveränderern und Traditionalisten bestimmen werden.

Den Befürwortern von Arbeitsniederlegungen oder Generalstreik zur „Verhinderung" der eventuellen Stationierung neuer Mittelstreckenraketen erteilte der Gewerkschaftstag eine klare Absage – nachdem Mayr in einem eindrucksvollen Schlußwort zur Debatte die große Mehrheit der Delegierten auf seine Seite gezogen hatte. Mayrs Sieg in dieser Sache war zugleich eine Niederlage für seinen Stellvertreter. Zwar ging der neue zweite Vorsitzende und bisherige Stuttgarter Bezirksleiter Franz Steinkühler zum Thema nicht ans Mikrophon. Aber alle Generalstreikbefürworter waren entweder aus seinem Bezirk Stuttgart, oder sie waren als seine Anhänger in anderen Landesteilen bekannt.

Die Auseinandersetzung hatte der neue „Zweite" beim Thema Frieden und Abrüstung nicht gesucht. Bei der Diskussion um die Tarifpolitik allerdings ging er in die Offensive, kritisierte die Position des neuen ersten Vorsitzenden Mayr öffentlich in einem Interview. Wieder setzte sich Mayr mit seiner Linie durch, auf die ohnehin schwierige Forderung nach Verkürzung der Wochenarbeitszeit auf 35 Stunden nicht noch andere Forderungen „draufzusatteln". Es war die zweite Niederlage Steinkühlers gegen Mayr auf dem einwöchigen Kongreß.

Steinkühler gab denn auch seine Erklärung zu seiner Kritik an Mayr ab, in der er sich wiederum hinter den Vorsitzenden stellte – kein Verwirrspiel, sondern Ausdruck des Steinkühlerschen Bewußtseins, noch eine Menge Zeit zu haben. Drei Jahre lang kann er, der vermutlich das Ressort Organisation und innere Verwaltung bekommen wird, das vor ihm Hans Mayr als 2. Vorsitzender neben dem aus Altersgründen ausgeschiedenen Eugen Loderer hatte, *sich in aller Ruhe eine Hausmacht* aufbauen.

Die Weichen für diesen Ausbau der Machtposition Steinkühlers sind sogar schon vom Gewerkschaftstag gestellt worden. Die Delegiertenentscheidungen bei Vorstandswahlen sind auf Gewerkschaftskongressen ebensowenig Zufall wie bei Parteitagen. Hinter den Kulissen wird kräftig um die *Stimmen der verschiedenen Bezirke* gerungen. Und hier bewies der Taktiker Steinkühler genügend Fingerspitzengefühl, um nicht allein ein 90-Prozent-Ergebnis für sich und ein 80-Prozent-Votum für Mayr zu erhalten. Auch andere Kandidaten seines linken Flügels in der IG Metall bekamen überra*schend mehr Stimmen als die ge*mäßigten Traditionalisten. Von Interesse ist dabei das Ergebnis des für Tarifpolitik – einem Zentralbereich der Gewerkschaft also – zuständigen Mitglieds des geschäftsführenden Vorstandes, für Hans Janßen. Er bekam 490 von 551 Delegiertenstimmen.

Der alte und – nach der Geschäftsverteilung im Vorstand während dieser Woche – wohl auch neue Tarifpolitiker verdankt seinen hohen Stimmenanteil jenen ihm eigentlich kritisch gegenüberstehenden Delegierten aus dem bisherigen Amtsbereich Steinkühlers. Vielleicht ginge es zu weit, von Abhängigkeit zu sprechen – aber vergessen kann Janßen niemals ganz, wem er den Erfolg bei der Wiederwahl verdankt.

Große Bedeutung messen erfahrene IG-Metall-Funktionäre der Entscheidung des Gewerkschaftstages bei der Wahl der einzigen Frau im Vorstand, Gudrun Hamacher, zu. Gegen sie war vom Frauenausschuß die linksorientierte Karin Roth nominiert worden – wider den ausdrücklichen Willen des Vorstands. Die Wahl Frau Hamachers hat gezeigt, daß Einzelgruppen innerhalb der IG Metall keine Chancen haben, sich gegen den Willen der Führung und abseits vom traditionellen Weg der Einflußnahmen über die Bezirke durchzusetzen.

Der Weg der IG Metall, mit 2,5 Millionen Mitgliedern noch immer die größte Einzelgewerkschaft der Welt, ist in den nächsten drei Jahren klar. Die gemäßigten Traditionalisten unter Führung von Hans Mayr geben den – aufgrund genereller Wirtschaftsschwierigkeiten wohl etwas härteren – Ton an. Allerdings, und das zeigten die Kräfteverhältnisse bei den Vorstandswahlen, wird der Flügel der Systemveränderer auf der Linken nach drei Jahren mit dem heute erst 46 Jahre alten Steinkühler an der Spitze wohl dann den Kurs bestimmen. Für ihn ist auch Tarifpolitik nur ein Mittel zum Zweck.

Die Furcht des Kanzlers vor der Lücke in Berlin

Richard von Weizsäcker, Rainer Barzel, Ernst Albrecht, Alfred Dregger – CDU-Spitzenpolitiker, die als Kandidat für das Amt des Bundespräsidenten im Gespräch sind. Favorit ist Berlins Regierender Bürgermeister, doch die Entscheidung für von Weizsäcker würde ein Risiko für den Kanzler bergen.

Von MANFRED SCHELL

Dauernde Anfragen, wer denn nun aus den Reihen der CDU zum Nachfolger von Karl Carstens im Amt des Bundespräsidenten vorgeschlagen wird, nerven Helmut Kohl und dessen Mitstreiter im Kanzleramt. Leicht gereizte Antworten sind ein Indiz dafür. „Jedes Wort ist zuviel. Es ist ohnehin schon zuviel darüber geredet worden." Die Entscheidung des Bundeskanzlers, so wird versichert, wird erst nach dem 6. November fallen, wenn Helmut Kohl von seiner Reise nach Japan und Indonesien zurück ist.

Der Kanzler weiß, daß sein Entscheidungsprozeß anderen in der Union zu lange dauert. Im Bundeskanzleramt wurde sorgsam registriert, wen Berlins Regierender Bürgermeister Richard von Weizsäcker in letzter Zeit zu „Hintergrundgesprächen" empfangen hat. Aber nicht nur von Weizsäcker, der Favorit für das Amt des Staatsoberhauptes, möchte alsbald Klarheit. Auch Bundestagspräsident Rainer Barzel und der Fraktionsvorsitzende Alfred Dregger sowie der niedersächsische Ministerpräsident Ernst Albrecht, die außerdem genannt werden, dürften ein Interesse an baldigen Entscheidungen haben. Die bayerische CSU hat sich bisher nicht zu Wort gemeldet. Von ihrem Vorsitzenden Franz Josef Strauß weiß man nur, daß die CSU keinen eigenen Vorschlag unterbreiten wird.

Helmut Kohl steckt in einem Dilemma besonderer Art. Von Person und Eignung ist Richard von Weizsäcker unumstritten. CDU und CSU haben gemeinsam in der Bundesversammlung die absolute Mehrheit. Sie brauchen somit nicht die Unterstützung von FDP und SPD. Dies ist die eine Seite.

Die andere ist kompliziert. Für Richard von Weizsäcker, wenn er Berlin verlassen sollte, ist kein überzeugender Nachfolger als Regierender Bürgermeister in Sicht, der die CDU-FDP-Koalition führen und vor allem bei der nächsten Wahl zum Abgeordnetenhaus im Jahr 1985 die SPD bezwingen könnte. Die von Berlin aus kolportierte Einschätzung, der SPD-Kandidat Ristock, der sich zielstrebig als „Mann der kleinen Leute" präsentiert, sei leicht zu schlagen, wird im Kanzleramt nicht geteilt. Hier wird eine andere Rechnung aufgemacht. Selbst Richard von Weizsäcker mit seinem weltoffenen, liberalen Image sei es vor zwei Jahren nur knapp gelungen, die SPD von der Regierungsmacht abzulösen. Und auch dazu habe es der Hilfe der „rechten" FDP bedurft.

Für Richard von Weizsäcker kommt als Nachfolger der CDU-Fraktionsvorsitzende Eberhard Diepgen in Betracht. An die Entsendung eines CDU-Bundespolitikers oder prominenten Oberbürgermeisters wird nicht mehr gedacht. In den letzten Wochen waren einmal Heiner Geißler, Walter Wallmann und Manfred Rommel genannt worden. Helmut Kohl möchte eine „Berliner Lösung". Der Kanzler führt deshalb Sondierungsgespräche, um eine einigermaßen tragfeste Basis für den noch jungen Eberhard Diepgen zu garantieren. Politiker-Export nach Berlin in der jetzigen Situation, so urteilt man im Kanzleramt, wäre nicht erfolgversprechend. Vor allem die Berliner geben nur ungern einem Politiker ihre Stimme, den sie als „Notlösung" betrachten oder von dem sie annehmen, daß er das Amt des Regierenden Bürgermeisters nur als „Sprungbrett" für Bonn betrachtet.

Der 63jährige Richard von Weizsäcker will nächster Bundespräsident werden. Er hatte sich schon 1974 gegen Walter Scheel als „Zählkandidat" zur Verfügung gestellt. Von Weizsäcker verkörpert das norddeutsche protestantische Element in der Union. Auch auf diesen konfessionellen Gesichtspunkt muß ein CDU-Bundesvorsitzender achten. Die anderen hohen Staatsämter, das des Kanzlers und des Parlamentspräsidenten, sind mit Katholiken besetzt. Aus diesen Gründen gilt es als sicher, daß Kohl von Weizsäcker vorschlagen wird.

Ein hohes Risiko bleibt für Kohl freilich bestehen. Geht Berlin für die CDU verloren, nachdem es nicht gelungen ist, Hessen zu holen, dürfte dies als politische Niederlage des Kanzlers interpretiert werden. Auch in anderen Bundesländern sind die Aussichten für die CDU nicht gerade umwerfend. Im Saarland zeichnet sich eine Entwicklung ab, die zu hessischen Verhältnissen führen könnte. Oskar Lafontaine mit Hilfe der Grünen der nächste Ministerpräsident an der Saar? Allein schon der Gedanke daran muß für Helmut Kohl ein Alptraum sein.

In Nordrhein-Westfalen bereitet sich die CDU mit Bernhard Worms zwar intensiv auf die Wahlauseinandersetzung mit der SPD vor, aber auch hier kann heute ein Sieg nicht vorausgesagt werden. Ein solches politisches Umfeld muß einen Kanzler, der 1987 zur Wahl steht, beunruhigen. In letzter Zeit wurde auch Ernst Albrecht, Protestant und Norddeutscher wie von Weizsäcker, in die Diskussion über die Nachfolge von Karl Carstens eingeführt.

Die CSU, die rund 100 Wahlmänner in der Bundesversammlung hat, wäre nicht abgeneigt, Albrecht zu unterstützen. Ein hochrangiger CSU-Politiker, der in diesen Tagen zur 65. Geburtstagsfeier für Werner Dollinger nach Bonn gereist ist, meinte gegenüber der WELT: „Wer sagt denn, daß wir von Weizsäcker unterstützen?" Aber entschieden ist hier freilich noch nichts. Rainer Barzel ist weiterhin ein ernst zu nehmender Anwärter für das Amt des Bundespräsidenten, auch wenn er sich sehr



Ein Favorit, der Sorgen macht: Richard von Weizsäcker, Helmut Kohl FOTO: JUPP DARCHINGER

zurückhält. Würde die Wahl aus gesamtpolitischen Überlegungen heraus auf ihn fallen, wäre damit zu rechnen, daß Alfred Dregger Bundestagspräsident würde. Als Fraktionsvorsitzender kämen Staatsminister Philipp Jenninger und Fraktionsgeschäftsführer Wolfgang Schäuble in Betracht.

Unausweichlich stellt sich für Kohl, noch ehe er nach Asien abreist, eine andere gravierende Personalfrage. Es ist damit zu rechnen, daß die Staatsanwaltschaft Bonn Anklage gegen Bundeswirtschaftsminister Otto Graf Lambsdorff erheben will. Als ebenso sicher gilt, daß die Anwälte dagegen Einspruch einlegen und neue Beweisanträge stellen werden, so daß letztendlich ein Gericht über die Eröffnung des Hauptverfahrens entscheiden muß. In den letzten Tagen ist häufig die Frage gestellt worden, ob ein Minister in einer solchen Situation im Amt bleiben oder zurücktreten muß. Kohl ist der Meinung, diese „politische Stilfrage" müsse zunächst der Minister entscheiden.

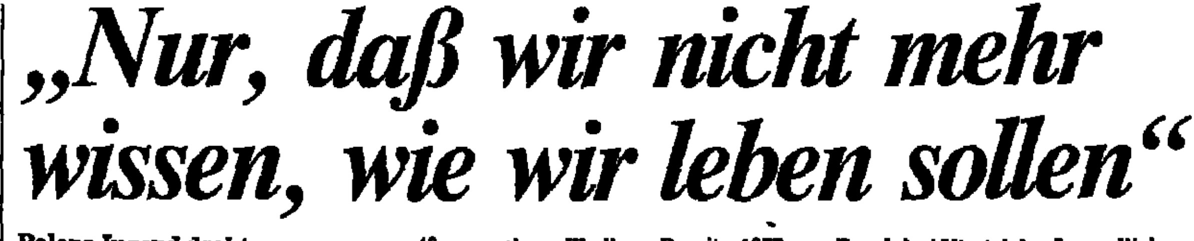
Die FDP-Führung will Graf Lambsdorff ermutigen, bis zur Gerichtsentscheidung an seinem Ministeramt festzuhalten. Der Kanzler möchte sein Urteil offensichtlich erst nach der Lektüre der Anklageschrift bilden. Wenn sie nur auf der Liste, die der frühere Flick-Bedienstete Diehl geführt hat, aufgebaut sei, so heißt es in der Umgebung des Kanzlers, sollte Graf Lambsdorff nicht resignieren. Diese Liste habe sich schon in der Vergangenheit in einigen Punkten als falsch erwiesen. Allerdings unterstellt Helmut Kohl auch, daß über Graf Lambsdorff und schließlich auch über ihn ein publizistisches Feuer hereinbrechen wird. Ob Kohl bereit ist, dies auf sich zu nehmen, ist unbeantwortet.

Nicht abzusehen ist außerdem, wie sich die CSU in einem solchen Fall verhalten würde. Von ihr kann Graf Lambsdorff schon deshalb kein Pardon erwarten, weil er sich selbst über den Sommer hinweg bei jeder Gelegenheit mit dem CSU-Vorsitzenden Strauß angelegt hat. Die FDP ist der Meinung, wenn Graf Lambsdorff aus dem Kabinett ausscheiden sollte, stehe es ihr zu, wiederum diesen Posten zu besetzen. Sie verweist auf das Jahr 1974, als sie Hans-Dietrich Genscher zum Nachfolger von Walter Scheel als Außenminister und Werner Maihofer anstelle von Genscher zum Bundesinnenminister bestimmt hat. Die FDP-Führung vertritt den Standpunkt, die Ministerämter seien für die Dauer einer Legislaturperiode den Koalitionsparteien zugewiesen. Diese hätten dann die Posten zu besetzen.

In der Koalitionsvereinbarung steht darüber freilich nichts. Der Vorsitzende der CSU-Landesgruppe, Theo Waigel, hat am Wochenende in Interviews erklärt, wenn es Veränderungen im Kabinett geben sollte, seien Gespräche des Kanzlers mit den drei Koalitionspartnern erforderlich. Waigel hatte auch gesagt, es gebe „keine Besitzstände". Diese Bemerkung muß die FDP aufhorchen lassen, denn sie signalisiert, daß aus der Sicht der CSU andere Besetzungen durchaus möglich werden könnten.



Ernst Albrecht, eine Alternative für von Weizsäcker: Die CSU wäre nicht abgeneigt. FOTO: FRITZ RUST



„Nur, daß wir nicht mehr wissen, wie wir leben sollen"

Polens Jugend droht zur verlorenen Generation zu werden: Mehr als eine halbe Million junger Polen gilt als drogenabhängig, die Kriminalität nimmt zu, die Zahl der Analphabeten steigt. Mehr als ein Drittel der Jugendlichen möchte ins Ausland. Eine aktuelle Studie sieht vor allem eine Ursache: es fehlt an Perspektiven.

Von L. SCHMIDT-MÜHLISCH

Warschauer Begegnung 1981. Eine kleine Studentengruppe zeigt einem Westbesucher euphorisch die Zeugnisse der „neuen Freiheit". Eine Ausstellung über die Aufstände gegen die sozialistische Ordnung; eine Theateraufführung, in der Romeo und Julia am Ende wieder auferstehen; eine Diskussionsveranstaltung von „Solidarnosc", bei der man erbittert um Zukunftsmodelle ringt. Und auf die bängliche Frage, ob man denn keine Angst vor einem Eingreifen der Russen habe, die stolze, bedingungslose Antwort: „Beim Warschauer Aufstand fragte auch niemand nach der Aussicht auf Erfolg."

Zwei Jahre später hört man in Rockkonzerten von Radio Polski, III. Programm, andere Töne: „Erwachsene Kinder spüren Trauer, weil ihnen jemand so viel Leben stahl." Und ein Spitzenreiter der polnischen Hit-Parade träumt zukunftsfern: „Wenn sich einst die Spielregeln ändern, vielleicht entdecken wir dann endlich, wie man lebt."

Knapp zwei Jahre nach der Machtübernahme durch das Jaruzelski-Regime hat sich vor allem in Polens Jugend ein grundsätzlicher Stimmungswandel vollzogen. Die Emphase, selbst da, wo sie eine Selbstzerstörung in Kauf nahm, wurde abgelöst durch eine tiefe Resignation.

„In Warschau keine Schule ohne Drogensüchtige"

Die Militärdiktatur ist durch drei Faktoren gekennzeichnet, deren Folge Orientierungs- und Perspektivelosigkeit unter Polens Jugendlichen sind: 1. Jaruzelski hat ein pragmatisches System der Krisenbewältigung entwickelt, ohne sich direkt in die Diskussion um eine gesamtgesellschaftliche Entwicklung einzumischen. 2. Die Partei ist praktisch entmachtet und fällt auch wegen innerer Krisenerscheinungen als Orientierungsfaktor weitgehend aus. 3. Der Umstand, daß das Krisenmanagement der Militärs sich als unfähig erwiesen hat, die wirtschaftlichen Probleme des Landes zu meistern, bewirkt, daß die Mehrzahl der polnischen Jugendlichen auch rein ökonomisch keine Zukunftschancen mehr sieht.

Eine Untersuchung des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien (Wolf Oschilies: „Verlorene Generation – Polens Jugend im ‚Kriegszustand' 1981–83") kennzeichnet diese Entwicklung mit alarmierenden Fakten. Nach Angaben des polnischen Fernsehens schätzen Fachleute, daß es mittlerweile in Polen rund 500 000 Drogensüchtige gibt. Die Zahl der Drogentoten stieg von 19 im Jahre 1979 auf 160 im Jahre 1982. Selbst Warschaus Polizeichef General Jerzy Cwiek räumte bei einer Pressekonferenz im Dezember 1982 ein: „Es gibt gegenwärtig in Warschau keine Schule ohne Drogensüchtige."

Hinzu kommt als schon fast traditionelles Problem der Alkoholismus. Wenn man die Bevölkerung über 16 Jahre zugrunde legt, so trinkt jeder Pole pro Jahr 57 Halbliterflaschen 40prozentigen Wodkas. Bereits 1977 schätzte man, daß die Zahl derjenigen, die pro Jahr mindestens 240mal volltrunken sind, bei fünf Millionen Personen liegt. Der Umstand, daß der Anteil der Jugendlichen an der Gesamtzahl der Süchtigen sich 1982 dramatisch erhöhte, veranlaßte die Militärregierung zu einem Gesetz, das jeden mit einer Haftstrafe bis zu zwei Jahren belegt, der in Schulen, Studentenheimen, Universitäten und am Arbeitsplatz Alkohol trinkt.

Auch die Entwicklung der Kriminalität gibt der Militärregierung Probleme auf. Unter den 64 000 Straftätern, die 1982 von der Polizei gefaßt wurden, waren 28 000 Minderjährige. Der Direktor des Kriminalbüros der Oberkommandantur der Miliz, Tadeusz Rydzk, erklärte kürzlich in einem Interview: „Das Beunruhigende ist, daß die einschlägigen Täter vor allem junge Menschen sind. Über die Hälfte von ihnen ist bereits vorbestraft. Etwa 60 Prozent besuchten weder eine Schule, noch gingen sie einer Arbeit nach."

30 Prozent eines Jahrgangs sind wehruntauglich

Diese beunruhigende Entwicklung hat ihre Ursachen aber nicht nur in der politisch bedingten Perspektivelosigkeit. Ein wesentlicher Grund liegt ... in der seit Jahren unzureichenden Ausstattung der Schulen. So müssen zum Beispiel in der Umgebung Warschaus Schulen bis zu 1600 Schüler aufnehmen, obwohl nur 380 Plätze vorhanden sind. Von den 35 505 Schulgebäuden, die es in Polen gibt, stammen 52 Prozent aus der Zeit vor 1945. Sie sind seitdem kaum renoviert worden. Fast die Hälfte aller Gebäude müßte einer Generalüberholung unterzogen werden, was über 68 Milliarden Zloty kosten würde – eine Summe, die entsprechende Planung zur schieren Illusion macht. Unter solchen Umständen schließen rund 20 Prozent jedes Jahrgangs nicht die Grundschule ab. Experten schätzen, daß wenigstens ein Viertel der polnischen Bevölkerung vom Analphabetentum bedroht ist.

Die geistige Vernachlässigung eines großen Teils der polnischen Jugend wird begleitet von einer körperlichen. Die Statistik der Militärbehörden bezüglich des Gesundheitszustandes der Wehrpflichtigen gibt hierüber erschreckende Auskunft. Rund 30 Prozent eines jeden Jahrgangs werden als wehruntauglich ausgemustert. Weitere 15 Prozent sind nur bedingt tauglich für den Wehrdienst. Überraschend hoch ist die Zahl von psychisch geschädigten Jugendlichen. Rund 15 Prozent der 14- bis 18jährigen leiden nach Angaben der Gesundheitsbehörden an Neurosen. Rechnet man hinzu, daß sich mindestens eine Million Kinder in Familien von Alkoholikern und Kriminellen befinden, so sieht die soziale Situation der polnischen Jugend deprimierend aus. Wie aus Berichten der Rekrutierungsbehörden hervorgeht, sind bis zu 14 Prozent eines Jahrgangs von Wehrpflichtigen bereits vorbestraft.

Vor diesem Hintergrund sind die Zukunftschancen der jungen Generation von vornherein gering. Der Bericht eines Expertengremiums der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei kommt einer Bankrotterklärung für die Sozialpolitik des Landes gleich. Zwei Millionen junge Familien haben demnach keine eigene Wohnung. Registriert wurden 200 000 Schwangerschaftsabbrüche pro Jahr, wobei die Dunkelziffer wohl mehr als doppelt so hoch ist. 2,3 Millionen junge Arbeitnehmer sind unter Bedingungen beschäftigt, die es nach polnischen Arbeitsschutznormen gar nicht geben dürfte.

Rund drei Viertel der Jugendlichen besuchen die Berufsgrundschule, die keinen Übergang zu weiterführenden Schulen zuläßt. Selbst wohlmeinende Funktionäre bezeichnen dieses System als die „Sackgasse der Nation". Kaum besser ergeht es freilich den Hochschulabsolventen. Rund 17 Prozent derjenigen, die erfolgreich ein Hochschulstudium abgeschlossen haben, sind heute fachfremd beschäftigt. Weitaus höher schätzt man noch die Gruppe derer, die einen Arbeitsplatz weit unterhalb ihrer Qualifikation ausfüllen müssen. Dieses Phänomen bezeichnet man in Polen als „psychische und soziale Arbeitslosigkeit".

So nimmt es nicht wunder, daß schon 1978, also lange vor den Ereignissen, die schließlich zur Militärdiktatur führten, bei einer offiziellen Meinungsumfrage 36 Prozent aller befragten Jugendlichen angaben, Polen verlassen zu wollen, um „ihre Lebenspläne im Ausland zu realisieren". Diese Zahlen fanden 1981 eine Entsprechung in der Flut von Reiseanträgen in den Westen. 1 247 000 Polen nutzten die Gelegenheit, zumindest zeitweise im Westen zu arbeiten. Mit dieser Art „Erwerbsemigration" schufen sich viele Polen die Möglichkeit, partiell ihre Lebensumstände zu verbessern. Daß sich diese Situation unter dem Militärregime nicht geändert hat, zeigt allein die Reaktion auf ein Angebot der „DDR"-Behörden im Sommer 1983 an polnische Jugendliche, einige Tage westlich der Oder zu arbeiten. Obwohl dieses Angebot keineswegs den Idealvorstellungen der jungen Polen entsprach, meldeten sich über 100 000.

Die Untersuchung des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien stellt für die polnische Jugend während des „Kriegszustandes" drei Momente fest: 1. einen moralischen Bindungs-, Werte- und Orientierungsverfall; 2. eine autodestruktive Tendenz; 3. eine staatsnihilistische Neigung. Berücksichtigt man, daß sich 1980 rund 83 Prozent der polnischen Jugend mit den Zielen der freien Gewerkschaft „Solidarnosc" einverstanden erklärten, so läßt sich absehen, wie sich das Verbot dieser Gewerkschaft auf das Bewußtsein dieser Menschen ausgewirkt hat.

Die Presse diskutiert die Probleme sehr offen

Wer heute Polen besucht, findet gerade unter jungen Gesprächspartnern immer wieder das Grundgefühl von Unwirklichkeit, das sich in der beliebten Begriffskombination vom „surrealistischen Sozialismus" widerspiegelt. Erstaunlicherweise hat die Presse auch unter dem Jaruzelski-Regime sehr offen die Probleme polnischer Jugendlicher diskutiert und diese selbst zu Wort kommen lassen. Äußerungen wie die folgende eines polnischen Oberschülers sind keine Seltenheit und runden das objektive Bild mit subjektiver Betroffenheit: „Oftmals kommt es vor, daß Mama tausend Zloty mitnimmt, um nur das Allernotwendigste einzukaufen, und dann kommt sie mit fast nichts, aber ohne Geld zurück. Ich habe Angst vor dem künftigen Leben, das auf mich wartet, vor der Gründung einer eigenen Familie und ihrer Erhaltung."

Noch bestürzender klingt das Lebensgefühl der polnischen Jugend 1982 in Liedertexten wie diesem: „Sie lehrten uns Regeln und Daten, hauten uns Weisheiten an den Kopf, bleuten uns ein, was erlaubt ist und was nicht, überzeugten uns, was gut sei und was schlecht, absolut gar nichts wurde vergessen, nur daß wir nicht mehr wissen, wie wir leben sollen."

Höhepunkt der Buchmesse: Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels ehrte den Schriftsteller und Essayisten Manès Sperber

Von der Zuversicht eines Optimisten, der durchs Fegefeuer schreiten mußte

Aus der Dankesrede von Manès Sperber

Ich bin der zweite Laureat des Frankfurter Friedenspreises, der durch Abstammung wie Wahlverwandtschaft ein Ostjude und trotzdem ein der deutschen Kultur in schmerzlicher Untrennbarkeit verbundener Schriftsteller geblieben ist. *Der erste meiner Art ist ein vor acht* Jahren in Jerusalem verstorbener chassidischer Religionsforscher, der deutsche Schriftsteller und israelische Universitätsprofessor Martin Buber gewesen. Am 27. September 1953 sagte Buber zu Beginn seiner Ansprache über „Das echte Gespräch und die Möglichkeit des Friedens" (ich zitiere das Wesentliche):

„Eine erhebliche Anzahl deutscher Menschen haben auf den Befehl der deutschen Reichsregierung Millionen Juden in einer systematisch vorbereiteten Prozedur umgebracht ... Sie (die Mörder) haben sich dem menschlichen Bereich so dimensional entrückt, daß nicht einmal ein Haß in mir hat aufkommen können. Und was bin ich, daß ich mich vermessen könnte, hier zu vergeben!" So weit Buber.

Eine Rundfrage meines verehrten Freundes Hermann Kesten beantwortend, schrieb ich im Jahre 1963 unter anderem dieses: „Im Frühjahr *1943 erfuhr ich aus dem Munde* eines Augenzeugen, was in Polen geschah; ein junger Mann berichtete mir, was er in einigen jüdischen Städten Polens selbst gesehen und in Treblinka erlebt hatte ... Mir wurde es gewiß, daß Deutschland mir niemals mehr sein konnte, was es für mich bis dahin, bis zu meinem 37. Lebensjahr, gewesen war ..." Selbst damals, in jener entsetzlichen Stunde, empfand ich keinen Haß und keine Rachsucht gegen das Volk, dessen gewählte Führer unschuldige Männer, Frauen und Kinder meines Stammes entehren und sodann ausrotten ließen.

Kein Ressentiment, kein Haß – was *also trennt mich* von *Deutschland?*

„Eine Trauer, so grenzenlos, daß das Leben einer Generation nicht ausreicht, sie auszuschöpfen. Ja, in meinem tiefsten Innern glaube ich, daß es während zwei oder drei Generationen für Juden meiner Art unwürdig bleiben wird, sich mit den Deutschen zu identifizieren."

Würde ich Ihnen jetzt dies alles nicht ins Gedächtnis rufen, so geriete ich in eine subjektiv und objektiv *falsche Situation*. Im Gedenken an die Erniedrigten und Ermordeten, als deren untröstlicher Hinterbliebener ich mich bis an mein Lebensende empfinden werde, muß ich mich und Sie an diese nahe Vergangenheit, an diese unfaßbare, unauslöschliche Gewißheit erinnern.

Als wir in den ersten Monaten des Jahres 1915 von unserer zweiten Flucht vor der russischen Invasion in unser Städtchen am Pruth zurückkehrten, begleitete uns der aus Wien geholte Lehrer. *Nun galt es eilig, die* verlorene Zeit aufzuholen. Am Vormittag bereitete er mich für einen frühen Eintritt in eine Wiener, also deutschsprachige Schule vor; die zweite Hälfte des Tages aber war der Religion, der Bibel gewidmet. Die frühen Nachmittagsstunden gehörten dem Studium des jeweiligen Wochenabschnitts der Thora, in den späteren lernte ich die Bücher Jesajas und Jeremias ins Jiddische und ins Deutsche zu übersetzen. Jesaja zuerst, dessen unerbittlich fordernde und zugleich hoffnungsvolle Botschaft mich Ungläubigen noch heute angeht, und dann Jeremias, dessen *Leiden am eigenen Volke mich* entdecken ließ, daß Liebe eine unversiegbare Quelle von Unglück sein kann. Er klagte: „Wenemar: Schalom, schalom! We-en Schalom!" – Man ruft: „Frieden, Frieden, aber es ist kein Friede." Seit jenem ersten Kriegswinter begleitet mich diese Klage wie der bedrängende Kehrreim eines Liedes, der seit Jahrtausenden nutzlose Mahnung bleibt.

Wer jenen Krieg auf seiten der Zentralmächte erlebt hat, wird niemals die Friedenssehnsucht vergessen, die uns alle, Zivilisten wie Frontkämpfer, beherrschte. Sie glich einer tyrannischen, unstillbaren Sucht. Und zur Zeit, als wir, am Ende des zweiten Kriegsjahres, in der Kaiserstadt, in unserer Hauptstadt Wien, Zuflucht suchten, da breitete sich auch im Hinterland die Friedenssehnsucht aus. *Vom Frieden allein erwartete* man die Lösung der Probleme, die mit jedem Tage bedrängender wurden. Damals, mit elf Jahren, wurde ich ein leidenschaftlicher Pazifist und stimmte in den Chor der Demonstranten ein: „Nie wieder Krieg!"

Diese nicht nur autobiographische Bemerkung stelle ich meiner Ansprache voran, weil ich im Laufe meiner Ausführungen voraussichtlich Zweifel an meinem Pazifismus von heute erwecken werde. Seit langen Jahren ersetze ich die üblichen Friedensanpreisungen durch die Frage: Warum konnten die Erfahrungen jener Jahre nicht verhindern, daß etwa zwanzig Jahre nach dem Ersten Weltkrieg ein zweiter folgte, der von unserem Kontinent ausging und schließlich die ganze Welt mitriß?

Von dem besonders intensiven, verführerischen Erlebnis der Kriegs-Kameradschaft haben bedeutende Schriftsteller, die im Ersten Weltkrieg an der Front gewesen sind, eindringlichst erzählt: so Ernst Jünger, Erich Maria Remarque, Ludwig Renn und so viele andere. Empfindsame Leser mußten den Eindruck gewinnen, daß sie selbst nie recht verstehen würden, worum es da wirklich ging.

Nun, jeder von uns ahnt, daß es *Erlebnisse gibt, von denen man alles* weiß, ohne das Wesentliche erfassen zu können, solange man nicht selbst durch sie hindurchgegangen ist. Etwa: die Mutterschaft, die Vaterschaft, eine lange Gefangenschaft in der Einzelzelle, ein langes Exil – ja, all das muß man selbst erlebt haben, um es verständnisvoll zu erfassen. So bleibt auch im flächigen Bild des Krieges für den Außenstehenden vieles unsichtbar, das in den überlebenden Soldaten ständig nachwirkt. Unter anderem eine merkwürdige Erlebnisstimmung – die des wieder auferstandenen Lazarus, über dessen zweites Leben manche Dichter nachgesonnen haben.

Die Pazifisten sprechen gewöhnlich wenig vom Kriegserlebnis, sondern ständig vom zerstörerischen Wahnwitz, von der fortdauernden Apokalypse und vom Grauen der Atomwaffen. Und wer könnte daran zweifeln, daß die Atomwaffen das Ungeheuerlich*ste darstellen, was der* Mensch bisher erfunden hat, um Menschen zu töten und ihre Wohnstätten zu vernichten? So ist es durchaus begreiflich, daß man zahllose Menschen, Männer und Frauen, dazu bringen kann, gegen die Atomwaffen Proteste zu unterschreiben, in Massenversammlungen gegen sie zu demonstrieren, die Mitbürger vor der Gefahr eines Atomkrieges zu warnen und die Erzeugung und Aufstellung von Raketen zu verhindern.

Doch es geht nicht nur um die vernichtende Kraft der Waffen – in jedem Krieg geht es um legalisierten, ja anbefohlenen Mord an unschuldigen Menschen, ob man sie nun mit Hieb- und Stichwaffen, mit Hinterladern oder Repetiergewehren tötet, mit Kanonen oder mit Bomben, mit Gasen oder Kernwaffen vernichtet. Es kommt darauf an, unermüdlich zu erforschen: warum, wozu Krieg? Warum, wieso er auch jenen Zeitgenossen erträglich erscheint, die während vieler Jahre vor ihm als dem furchtbarsten Unglück zu warnen nicht aufgehört haben. *Wer anstatt über die Quelle und die Gründe der Kriegsgefahr nachzudenken, seinen leidenschaftlichen Protest nur auf die Waffen, und wären es die mörderischsten, reduziert, vermeidet, bewußt oder unbewußt, die Suche nach dem Feuerherd und erliegt der heute weit verbreiteten Neigung, die Mittel mit den Zielen zu verwechseln.*

Ich bin gegen jeden Krieg, ausnahmslos. Aber ich weiß, ich wußte es auch im Jahrzehnt des Dritten Reiches, daß ein totalitäres Regime sich gefährdet glaubt, solange es nicht seine grenzenlose Macht über die unmittelbaren und mittelbaren Nachbarn – und eines Tages über den ganzen Planeten – ausbreitet.

In den dreißiger Jahren wurde meinesgleichen von Goebbels und seinen Tintenkulis als Kriegshetzer beschimpft, sooft wir davor warnten, den stetig wachsenden Forderungen Hitlers nachzugeben und durch Kapitulation am Ende den Krieg unvermeidlich zu machen. Und nun leben wir seit Jahrzehnten in der Ära pseudo-ideologischer Erpresser. Jeder aber sollte wissen, daß Erpresser um so mehr verlangen und um so bedrohlicher werden, je öfter man ihnen nachgegeben hat.

Meine Damen und Herren, ich spreche hier, im Herzen eines Erdteils, dessen innere Zwiste im Verlaufe von 25 Jahren zwei Weltkriege hervorgerufen haben. Wie so manchem von denen, die von Ihnen seit 1951 preisgekrönt wurden, geht es auch mir vor allem um diesen unseren Erdteil, der mehr als nur im geographischen Sinne unsere Heimat ist. Ist diese selbst *ungefährlich geworden*, so bleibt Europa heute weit mehr *gefährdet als je vorher*. Ja, dieses alte Europa verdient es nicht unterzugehen. Es hat aufgehört, eine Kolonialmacht zu sein, keinerlei Eroberung *kann es mehr locken* – endlich könnte dieser kriegswütige Erdteil zu einer vorbildlichen Friedensmacht werden. Bleibt jedoch ein Faktum von unüberschätzbarer Bedeutung: Es teilt den gewaltigen Kontinent mit einem totalitären Imperium, dessen Herrscher ihre Diktatur so lange für gefährdet halten, solange sie sich nicht bis zu den Ufern des Atlantischen Ozeans, ja, wenn möglich über die ganze Erde ausbreitet.

Das liegt offenbar im Wesen des *Totalitarismus, der Zwang, sich die* ganze Welt untertan zu machen – all das mit ideologischen Verbrämungen, die zwar mit den Jahren zweifellos ihren Zauber und ihre Werbekraft verloren haben, aber nunmehr durch unheimliche Atomwaffendrohungen wirksamst unterstützt werden. Und daß dem so ist, beweisen, ohne es zu wollen, jene, die heute durch die Hauptstädte demokratischer europäischer Länder ziehen, um dagegen zu protestieren, daß in Europa Abwehrmittel gegen die Erpressung, gegen die Drohung mit Atomwaffen *zur rechten Zeit* aufgestellt werden.

Wer glaubt und glauben machen will, daß ein waffenloses, neutrales, kapitulierendes Europa für alle Zukunft des Friedens sicher sein kann, der irrt sich und führt andere in die Irre. Wer für die Kapitulation vor jenem bedrohlichen Imperium eintritt, das seit dem Zweiten Weltkrieg mehrere europäische Staaten in Satelliten *verwandelt hat, irrt sich und* führt andere in die Irre.

Für einen Europäer meiner Generation, aber auch für die Nachgeborenen, kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Europa sich und zugleich seine unübertrefflichen Werte retten kann, wenn es föderativ vereint und, statt ein Zankapfel zwischen zwei Supermächten zu sein, selbst zu einer Großmacht wird, die weder eroberungs- noch rachsüchtig, jedoch nur aufs äußerste entschlossen bleibt, durch eigene, zulängliche Abwehrkräfte jene abzuschrecken, die sich durch seine Schwäche und den eigenen Hegemonismus ermutigt fühlen *könnten, sich Europas zu bemächtigen.*

Da ich – wie so viele andere – stets dazu geneigt war, unsere Zivilisation mit unerbittlicher Strenge zu kritisieren, will ich heute um so lauter darauf bestehen, daß Europa sich trotz allem selbst retten kann, wenn es sich nicht dazu verführen läßt, sich gerade in einer Zeit aufzugeben, in welcher der Mut zur Menschlichkeit und zur Wahrheit den Mut zur Selbstbehauptung voraussetzt.



Manès Sperber

Wie auch immer die Beziehungen zwischen Amerika und Rußland sich gestalten mögen, Europa wird sich nicht dank masochistischer Wehrlosigkeit, sondern nur dann aus deren Konflikten heraushalten können, wenn es selbst eine Supermacht geworden sein wird, so abschreckend wie jene Riesenstaaten. Das ist unsäglich traurig, jedoch unvermeidlich, weil diese Welt noch während mehrerer Jahrzehnte der Gefahr und der Lockung des Selbstmordes ausgesetzt bleiben wird. Wir alten Europäer aber, die den Krieg verabscheuen, wir müssen leider *selbst gefährlich werden, um den Frieden zu wahren.*

Und nun noch zwei Nachbemerkungen: Die erste bezieht sich auf die Amerikafeindschaft vieler Europäer, auf ihre *aggressive Undankbarkeit*, die wohl die niederträchtigste Form individueller wie nationaler Selbstbehauptung ist.

Jene, für welche die europäische Kultur mehr ist als ein beinahe unerträglicher Überanspruch; für jene, die mit allen Fibern am geistigen *Reichtum Europas hängen, bleibt der* Unterschied zwischen diesem alten Kontinent und dem Amerika von heute, jener alten europäischen Kolonie, sehr bedeutsam. Es geht da kaum um Wertung oder Entwertung, sondern vielmehr um eine Identitätsfrage. Weder Rußland noch Amerika wären geworden, was sie sind, wenn Europa ihnen während langer Jahre nicht als Vorbild, als geistige Heimstätte oder als abschreckendes Beispiel gedient hätte.

Wer nun behauptet, daß Europa heute durch die Vereinigten Staaten von Amerika gleichermaßen wie durch das sowjetische Imperium gefährdet wird, ist in meinen Augen durch aggressive Undankbarkeit verblendet. Andererseits ist es wahr, daß Europa seinen Schutz nur den eigenen Kräften und keiner Supermacht anvertrauen darf.

Ich bin ein alter Revolutionär, der den Hoffnungen, die er begraben mußte, treu geblieben ist. Ja, ich glaube nach wie vor, daß die Welt verändert werden kann und verbessert werden wird. Im Unterschied zu vielen meiner Zeitgenossen bin ich davon überzeugt, daß der Mangel, an dem so viele Menschen an allen Orten, besonders aber in Asien, Afrika *und Amerika, leiden, abgeschafft* werden kann und daß man dank der friedlichen Nutzung der Atomkernspaltung und Atomkernverschmelzung sogar die Sahara in einen blühenden Garten und das furchtbare Hungergebiet Sahel in ein fruchtbares Land satter Menschen verwandeln wird. Ja, ich glaube an die Botschaft meines Ahnen: an das Kommen des ewigen Friedens, an die Verwandlung der Schwerter in Pflugscharen.

Das ist nicht die Hoffnung eines Gläubigen oder eines utopischen Ideologen, sondern die Zuversicht eines postpurgatorischen Optimisten, der, wie so viele Europäer, durch das Fegefeuer gegangen ist und – deshalb oder trotzdem – entschlossen bleibt, nichts von dem zu vergessen, was er während der langen Lehr- und Wanderjahre erfahren mußte.

Menschenliebe und Wahrheitsliebe weisen den Weg zum wahren Frieden

Auszüge aus der Laudatio von Siegfried Lenz

Manès Sperber war nur einer von Tausenden europäischen Intellektuellen, die damals, als die große Wirtschaftskrise die kapitalistische Welt erbeben ließ, nach Antworten auf die allgemeine Not suchten. Ihr Traum: die Welt in einem kraftvollen revolutionären Aufräumen, in einem „letzten Gefecht" nicht nur vorübergehend, sondern ein für allemal von Existenzangst und Unterdrückung zu befreien – mit jenen Mitteln, die die Sache erforderlich machte. Arthur Koestler, Ignazio Silone, Manès Sperber: sie stimmten, unabhängig voneinander, darin überein, daß „unbedingt etwas geschehen mußte", daß aber nichts geschehen würde, wenn nicht sie es herbeiführten, und das heißt, die kommunistische Partei, die ihren Willen zusammenfaßte, die ihnen ein Mekka anbot und das Heil versprach ...

Von manchem Leben möchte man sagen, daß es bis zu einem gewissen Grade einem Zwangskurs folgt, und das heißt, es folgt der vorgegebenen Spur, den eigentümlichen Markierungen, die Risiken und Unwägbarkeiten sind allemal absehbar. So erscheint es als unvermeidlich, daß Manès Sperber, der auch als Marxist dem Prinzip Zweifel die Treue hielt, in Widerspruch zu einer Partei geriet, die immer recht hatte und die, in behaupteter Irrtumslosigkeit, lediglich genehme Wahrheit dekretierte.

Lange hat es gedauert, bis er die Souveränität eigenen Erkennens für sich forderte, denn er hatte zuviel investiert und zuviel auf sich genommen: Schutzhaft in Berlin, Emigration nach Jugoslawien, Armut und Bitternis des Exils in Paris. Ihm entging nicht, in welcher Weise die Partei zum Instrument eines gigantischen Machtapparats gemacht wurde, wie so viele andere litt er unter einer unbegreiflichen Taktik, die als Generallinie ausgegeben wurde, doch vorerst konnte er sich zur Trennung nicht entschließen; er arbeitete am Pariser Institut zum Studium des Faschismus, schrieb Artikel und Essays, übernahm Kurierdienste, hielt Vorträge in diesem und jenem Land – überzeugt davon, daß einer größeren Gefahr für Europa begegnet werden müßte, dem sich selbst entlarvenden Faschismus.

Dennoch, der Bruch war angelegt, er mußte erfolgen, da der skeptische Gläubige nicht aufhörte, auf einer Forderung zu bestehen: auf der Unabhängigkeit des eigenen Urteils. Als in Moskau die großen Schauprozesse begannen, als Unschuldige mit den absurdesten Argumenten zu Schuldgeständnissen gepreßt und in den Tod geschickt wurden, gab es keine Wahl mehr; wer die Wahrheit über diese Hexenprozesse kannte – und viele kannten sie –, mußte sich entscheiden. *Pjatakow und Sinowjew*, Kamenjew und Rykow und mit ihnen tausend andere büßten für Verbrechen, die Stalins Geheimpolizei erfunden hatte; für alle, die sich ihren Verstand bewahrt hatten, eine alptraumhafte Herausforderung. Die Grenze der Selbstverleugnung war erreicht.

Der Glaubensabfall von dem „Gott, der keiner war" ging, äußerlich betrachtet, verhältnismäßig still vor sich, fast wie ein Rückzug ins Privatleben. Manès Sperber bekannte indes, daß der Entzug, zu dem er sich als „Hoffnungssüchtiger" entschieden hatte, unerwartete und zum Teil bedrohliche Probleme mit sich brachte: Heimatlosigkeit und Einsamkeit hatte er bereits an sich erfahren, was hinzu kam, das war ein Gefühl der Gegnerschaft gegen sich selbst: Welche Folgen hat mein Irrtum; hab' ich am Ende mit verraten? „Wer sich selber feind wird", so schrieb er, „gerät in Gefahr, jeden Ausblick auf die Zukunft zu verlieren." Es galt, sich in einem Niemandsland von neuem zu bestimmen, eine Zuflucht zu finden, wo man in Übereinstimmung mit sich selbst handeln konnte: diese Zuflucht wurde für Manès Sperber die Literatur.

Freilich, für den schreibenden Einzelgänger, der sich von etlichen Kameraden mit den Worten verabschiedet hatte: „Vergiß mich nicht", fand sich *keine bukolische Einsamkeit*, die Zeitgeschichte spürte ihn überall auf, holte ihn immer wieder ein und stellte ihn vor folgenreiche Entscheidungen. Den zweiten Weltkrieg erlebte er als Freiwilliger, abermals wurde er Zeuge von Not und Untergang, die Spannungen illegalen Daseins blieben ihm ebensowenig erspart wie die nächtliche Flucht über die Grenze und die Erfahrungen des Lagers.

Kaum schafft sich dieses Leben einen Entwurf, da wird schon eine gewaltsame Befristung erkennbar, Gegenwart wird fortdauernd entwertet: eine leidvolle Durchgangsphase, mehr ist sie nicht. Es gibt keinen vollkommenen Sieg, oder, mit Hemingway zu sagen: „Der Sieger geht leer aus"; nach dem Ende des Krieges fand Manès Sperber diese Erkenntnis bestätigt; doch auch sie führte ihn nicht in die Resignation. Als ob seine eigene Vergangenheit an ihn appelliert hätte, übernahm er, womit man ihn und womit er sich selbst beauftragt hatte, er handelte in wesentlicher kulturpolitischer Mission, er handelte mit der Legitimation des Zeugen überall da, wo er Vernunft und Wahrheit bedroht sah, er, der „Spezialist für Niederlagen", handelte unentmutigt als Aufklärer und Vermittler des nötigen Worts.



Siegfried Lenz

Nach seinen eigenen Worten wollte der Schriftsteller Manès Sperber „nur ein Erinnerer" sein; er sagte „nur" und weiß, daß dies nicht wenig ist; denn erinnern, das heißt ja nicht allein wiederzubeleben, es stellt auch einen Akt der Auflehnung dar gegen das Vergessenwerden: Wir finden uns nicht ab mit der Gleichmütigkeit der Geschichte, die über alles hinweggeht. Als Angehörigem eines Volkes, dem das „Aufbewahren" unendlich viel gilt, ist Erinnerung aber – so glaube ich wenigstens – für Manès Sperber noch etwas anderes, nämlich eine besondere Form der Liebe, eine Liebe zu denen, die ihr Unglück stimmlos gemacht hat, deren Opfer vergeblich war.

Sein Lebensbericht – die drei Bände „Die Wasserträger Gottes", „Die vergebliche Warnung" und „Bis man mir Scherben auf die Augen legt" – ist ein einziges Beispiel dafür. Der Autor steigt hinab in das Schattenimperium seiner Zeit, doch er will es nicht damit bewenden lassen, daß alles in seiner Vergangenheit bleibt; er mischt die Zeiten, verschmilzt die Horizonte – die Trauer Galiziens findet ihre Entsprechung in Wien, die Hoffnungen, die Berlin zuließ und vereitelte, werden mit den Hoffnungen der Pariser Jahre verglichen, in einem forschenden Zwiegespräch wird „All das Vergangene" so nah gesehen, daß seine konstituierende Bedeutung für die Gegenwart offenbar wird.

Auch in seinem bedeutendsten epischen Werk, in der Roman-Trilogie „Wie eine Träne im Ozean", wird deutlich genug, wem die Sympathie des Schriftstellers gehört, wem er sich verbunden fühlt in lebenslänglicher Solidarität: es sind die Gefährten, die aus Überzeugung die Aktion wählten und erfahren mußten, daß ihre Auflehnung vergeblich war. Es sind die skeptischen Wahrheitssucher, die, wenn auch von der Geschichte besiegt, ein Recht auf ihrer Seite behalten: das Recht, angesichts von Lüge und Gewalt zu handeln. „Wie eine Träne im Ozean": ein großes Zeugnis europäischer Romanliteratur, ein politisches und philosophisches Werk, eine Gewissenserforschung, ein Zeitporträt ohnegleichen, an dem, so kam es mir mitunter vor, Dostojewskis Leidenschaft ebenso mitgewirkt hat wie die denkerische Luzidität der französischen Moralisten.

Aber dieses Werk ist nicht allein durch den besonderen Geist des Erinnerns geprägt, ich finde in ihm ebenfalls die charakteristischen Züge einer souveränen Gegenwehr gegen die Zumutungen der „täglichen Weltgeschichte". In den programmatischen Essays von Manès Sperber zeigt sich: Hier wehrt sich einer mit allen Mitteln des Scharfsinns und der analytischen Beweiskunst, hier teilt einer seine Antworten aus, indem er gelassen Erscheinungen ausfragt, demaskiert, was uns blendet, in Zweifel zieht, was sich nicht rechtfertigen *läßt*, bestätigt, was verantwortbar ist. Der bestimmende Anstoß für den Essayisten, wie er ihn selbst sieht: „... eine aufdringliche Ungewißheit, eine herausfordernde Fragwürdigkeit, in der sich eigenes oder fremdes Leben oder ein bedeutendes, aber widerspruchsvolles Werk oder schließlich ein vieldeutiges Ereignis darstellt."

Allein die Titel seiner Essays machen deutlich, daß das Programm, das er sich einst entwarf, verbindlich für ihn geblieben ist – man kann es auch Treue zu sich selbst nennen: Sie heißen etwa „Zur Analyse der Tyrannis", „*Die Achillesferse*" (*darunter* „Die polizistische Geschichtsauffassung", „Über den Haß"); sie heißen: „Die falschen Situationen", „Die falsche Alternative", „Wallfahrt nach Utopia" oder „Geschick und Mißgeschick der Intellektuellen in der Politik".

Er hat nicht aufgehört, die Herausforderungen anzunehmen, uns ins Bewußtsein zu bringen, was Ideologie unterschlägt und welche Fallen sie bereithält. Kassandras Stimme ist nicht brüchig geworden; der alte Warner nimmt nach wie vor das Wort, obwohl er oft genug erfahren hat, daß seine Warnungen vergeblich waren. Wo die Wahrheit in Bedrängnis gerät, wo man uns in trügerische Paradiese hineinzwingen will, wo die Gesetze der Moral außer Kraft gesetzt werden und eine anmaßende Macht den einzelnen zur Unmündigkeit verurteilt, kann man mit Manès Sperber rechnen, mit seinem Einspruch, mit seinem Widerstand, der beglaubigt wird durch jede Erfahrung am eigenen Leib.

Manès Sperber erhält den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Er ist für den Frieden tätig gewesen, indem er unnachsichtig für die Erfüllung der Menschenrechte plädierte. Er hat eine Möglichkeit des Friedens gezeigt durch seine Wahrheitsliebe und Menschenliebe – er, der mit vielen seiner Generationen durch alle Finsternisse dieses Jahrhunderts gegangen ist.

„DDR" fordert Abschluß über S-Bahn-Vertrag

hrk. Berlin

Ost-Berlin fordert mit zunehmendem Druck einen schnellen Abschluß des geplanten Vertrages über die Übernahme des gesamten, zur Zeit von der Reichsbahn der „DDR" betriebenen Westberliner S-Bahn-Netzes durch den Senat. Von Januar 1984 an will Ost-Berlin nur noch eine kleine, grenzüberschreitende Strecke zwischen dem Ostberliner Bahnhof Friedrichstraße und dem Westberliner Bahnhof Charlottenburg betreiben, falls bis dahin keine grundsätzliche Einigung erzielt worden ist.

Die „Interessengemeinschaft Eisenbahn Berlin", die in West-Berlin wiederholt im Sinne der „DDR" Meldungen über bevorstehende Einstellungen publizierte, teilte am Wochenende mit, die andere Seite plane in diesem Falle auch, weitere S-Bahn-Züge vom Westteil in den Ostteil der Stadt zu bringen. Dazu wäre die Reichsbahn allerdings nach alliiertem Recht nicht befugt. Zur Zeit stehen in West-Berlin nur noch drei S-Bahn-Linien unter Strom, die wochentags allenfalls noch von 8000 bis 10 000 Fahrgästen benutzt werden.

Im Frühjahr hatte die Bundesregierung den Wünschen vor allem des Regierenden Bürgermeisters Richard von Weizsäcker nachgegeben und sich prinzipiell zu Übernahmeverhandlungen bereit erklärt. Bonn versprach dem Senat außerdem, in den kommenden Jahren rund 260 Millionen Mark als Zuschuß zum erwarteten Betriebsdefizit der „neuen" S-Bahn zu zahlen. Erste Sondierungsgespräche begannen im Juli.

An danach einsetzenden Geheimgesprächen nahm auch der Chef der Berliner Senatskanzlei, Hansjürgen Schierbaum, teil. Das Thema wurde auch ausführlich bei der Begegnung zwischen Weizsäcker und Honecker am 15. September in Ost-Berlin erörtert. Dabei rückte der Staatsratsvorsitzende allerdings wieder von Positionen ab, die bereits im ersten Anlauf geklärt zu sein schienen. So will sich die „DDR" beispielsweise nicht den durch West-Berlin laufenden Fernverkehr aus der Hand nehmen lassen und pocht auf eine Übernahme der rund 3000 noch in West-Berlin beschäftigten S-Bahner, die zum Teil der SEW angehören.

DIE WELT (usps 603-590) is published daily except sundays and holidays. The subscription price for the U. S. A. is US-Dollar 365,00 per annum. Second class postage is paid at Englewood, N.J. 07631 and at additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to German Language Publications, Inc., 560 Sylvan Avenue, Englewood Cliffs N.J. 07632.

„In Moskau gewinnt das Militär die Oberhand"

Gesellschaft für Osteuropa-Kunde in Berlin

AXEL SCHÜTZSACK, Berlin

Die Entwicklung in ihrem osteuropäischen Hegemonialbereich seit dem Beginn der achtziger Jahre ist für die Sowjetunion die „größte Herausforderung" seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Dieser von dem Erlanger-Professor Karl-Heinz Ruffmann auf der Jahrestagung der Gesellschaft für Osteuropakunde in Berlin vertretenen These wurde von keinem der anwesenden Ostexperten widersprochen.

Der Berliner Politologe Professor Richard Löwenthal untermauerte die von Ruffmann vertretene Auffassung mit dem wichtigen Hinweis, daß es für den sowjetischen Hegemonialanspruch in Osteuropa keine Legitimation mehr durch die kommunistische Ideologie gäbe.

Zur Rechtfertigung des Hegemonialanspruchs werde deshalb von der Sowjetunion erklärt, die sozialistische Staatengemeinschaft sei außenpolitisch durch den imperialistischen Westen bedroht. Die Legitimationskrise des sowjetischen Hegemonialanspruchs wird sich im Laufe der nächsten Jahre wahrscheinlich noch verschärfen, da nach Ansicht von Ruffmann die wirtschaftliche Kooperation der osteuropäischen Länder mit dem Westen ausgebaut werden müsse und deren Eigenständigkeit dadurch möglicherweise an Gewicht gewinne.

Damit könnten sich aber auch eine Reihe von „neuen Konfliktmöglichkeiten" andeuten, da die ideologische Geschlossenheit des eigenen Machtbereichs „einschließlich der Bündnispartner" als unverzichtbarer Bestandteil der sowjetischen Sicherheitspolitik erscheine.

„DDR" arbeitet nationales Selbstbewußtsein auf

Ruffmann wies in diesem Zusammenhang noch auf einen anderen interessanten Aspekt hin. Die osteuropäischen Länder seien mit Ausnahme der „DDR" Staaten mit einer nationalen Tradition. In diesen Ländern „dominiere" deshalb der National-Kommunismus, und die „DDR" sei sichtbar bemüht, ihren Nachholbedarf an nationalem Selbstbewußtsein aufzuarbeiten.

Je stärker die Bedrohung durch das nationale Element in den osteuropäischen Staaten wachse, um so dringender sei für die Sowjetunion ein dem Nationalen übergeordnetes Prinzip. Die Ideologie, die „messianische Verheißung", sei deshalb eine „entscheidende Komponente" der sowjetischen Sicherheitspolitik und ihres Hegemonialanspruchs in Osteuropa.

Wie reagiert die Sowjetunion auf das Auseinanderfallen von hegemonialem Anspruch in Osteuropa und ideologischer Legitimierung? Dies scheint, so war jedenfalls auf der Tagung in Berlin zu vernehmen, die Stunde der Militärs zu sein. Löwenthal untermauerte diesen Gesichtspunkt mit dem Hinweis auf die sowjetische Haltung nach dem Abschuß des südkoreanischen Verkehrsflugzeugs.

Stationierung würde kein „Wendepunkt"

Ursprünglich sei Andropow zu dem Eingeständnis bereit gewesen, daß es sich bei dem Abschuß durch sowjetische Abfangjäger um eine bedauerliche Fehleinschätzung der tatsächlichen Gegebenheiten gehandelt habe. Er habe sich auch dafür eingesetzt, daß die Sowjetunion sich an die internationalen Gepflogenheiten in einem solchen Falle halte. Andropow sei mit seiner Haltung jedoch bei den sowjetischen Militärs nicht durchgedrungen.

Dies lasse sich daran erkennen, daß er erst drei Wochen nach dem Abschuß im Namen der sowjetischen Führungsspitze eine Erklärung abgegeben habe. Daß aber der sowjetische Partei- und Regierungschef nicht im eigenen Namen eine Erklärung abgebe, so etwas habe es bisher nicht gegeben.

Die Tatsache, daß die Sowjetunion ihre Hegemonialstellung in Osteuropa nicht mehr durch die „innere" Rechtfertigung einer überlegenen Ideologie begründen kann, sondern sich auf die angebliche äußere Bedrohung der sozialistischen Staatengemeinschaft beruft, werde von der Kremlführung als Legitimation für das wachsende Gewicht des Militärischen benutzt.

Der Staatsminister im Auswärtigen Amt, Alois Mertes, vertrat auf der gleichen Veranstaltung die Ansicht, die Stationierung von Pershing-2-Raketen „würde kein apokalyptischer Wendepunkt in der Geschichte der Bundesrepublik sein". Mertes setzte sich dafür ein, daß sich gerade die Deutschen weiterhin intensiv mit Osteuropa auseinandersetzen müßten. Vor allem der Zusammenarbeit auf wirtschaftlichem Gebiet komme eine wichtige stabilisierende Bedeutung zu.

Bis auf Bremerhaven gaben sich die Demonstranten friedlich

Kundgebungen gegen Stationierung neuer Raketen / „Mahngottesdienst" in Jülich

D. Bonn

Einige zehntausend Anhänger der Friedensbewegung demonstrierten am Wochenende in mehreren Städten der Bundesrepublik Deutschland gegen die Stationierung neuer atomarer Mittelstreckenraketen in Europa. Schwerpunkte der Kundgebungen waren Bremerhaven, Berlin, Bonn und Ramstein (Pfalz). Die Demonstrationen verliefen bis auf Bremerhaven friedlich.

Mehrere tausend Menschen versammelten sich gestern nachmittag bei Jülich zu einem „evangelischen Mahngottesdienst" unter freiem Himmel. Zu diesem Gottesdienst in der Nähe der NATO-Flugplätze Wildenrath und Nörvenich hatten 33 der 46 Superintendenten der Rheinischen Kirche aufgerufen. Die Veranstalter betonten, dieser Gottesdienst mit dem anschließenden Marsch in die Innenstadt solle keine politische Demonstration sein, sondern stehe unter der Losung des Lucas-Evangeliums: „Richte unsere Füße auf den Weg des Friedens." Der Jülicher Superintendent Peter Baier sagte in seiner Predigt mit Hinweis auf Atomwaffenlager im Rheinland: „Wir schlafen hier auf unserem Tod." Nukleare Massenvernichtungswaffen seien „ein Verbrechen gegen die Menschheit" und durch nichts vor Gott zu rechtfertigen.

Bremerhaven: Zum Abschluß der dreitägigen Protestaktionen gab es in Bremerhaven Krawalle. 150 vermummte und schwarzgekleidete Jugendliche rissen nach Ende der Demonstrationen Straßen auf und warfen mit Pflastersteinen. Fensterscheiben gingen zu Bruch, Häuserwände wurden mit Parolen beschmiert und Reifen von Polizeifahrzeugen zerstochen. Die Polizei setzte Wasserwerfer gegen die militanten Gruppen ein, dabei wurden acht Beamte verletzt und mußten ins Krankenhaus gebracht werden.

Am Samstag versammelten sich 24 000 Menschen zu einer Großdemonstration in der Seestadt. In einem kilometerlangen Demonstrationszug marschierten sie von der Innenstadt zur Carl-Schurz-Kaserne der US-Truppen. Der Sitz des „Military Sealift Commands" liegt im Hafengebiet. Ein Aufgebot von 6000 Polizisten aus verschiedenen Bundesländern und Bundesgrenzschutzbeamten hatte seit Donnerstag morgen, wie berichtet, den Hafen hermetisch abgeriegelt. Es kam deshalb nicht zu der geplanten Umzingelung der Kaserne.

Die Carl-Schurz-Kaserne glich einer Festung. Polizisten und Grenzschutzbeamte hatten die Demonstranten im Griff. Am Zaun um das Kasernengelände stand alle zehn Meter ein bewaffneter Posten. Die Haupteingänge waren doppelt und dreifach gesichert worden. Zwischenfälle blieben jedoch während dieser Demonstration aus.

Ein anderer Zug mit mehreren Teilnehmern nahm einen anderen Weg und zog am Haupteingang „Rotersand" zum Hafen vorbei. In diesem Zug befanden sich nach Angaben der Polizei rund 800 Chaoten, die aus Berlin, Göttingen und Bonn angereist waren. ww

Ramstein: Nach zwei Blockadeversuchen auf einer der Hauptzufahrtstraßen zum US-Luftwaffenstützpunkt Ramstein in der Pfalz hat die Polizei nach eigenen Angaben am Samstag 438 Rüstungsgegner festgenommen. Die Demonstranten hatten am Vormittag für rund eine Stunde an zwei Stellen die Straße blockiert, bis ein starkes Polizeiaufgebot die Straßen ohne Aufforderung räumte und 438 Menschen vorläufig festnahm. Wie der Einsatzleiter, Kaiserslauterns Polizeipräsident Werner Ochs, mitteilte, befand sich unter den Festgenommenen auch der rheinland-pfälzische Bundestagsabgeordnete der Grünen, Roland Vogt. Bei erneuten Aktionen derselben „Störer" – so Ochs – müßten sie damit rechnen, für längere Zeit festgehalten zu werden. Gegen die Festgenommenen werde auf jeden Fall ein Verfahren wegen Nötigung eingeleitet. **dpa**

Bonn: Das linke Bonner Szenenblatt „De Schnüss" hatte die Stimmung unter der Bevölkerung der Bundeshauptstadt am treffendsten eingeschätzt. „Liebe Friedensbewegung", so der letzte „Schnüss"-Appell zur Eröffnung der Aktionswoche, „Ihr bewegt gar nichts, wenn Ihr Euch nicht endlich selbst bewegt." Die 60 Bonner Friedensgruppen brachten am Samstag schließlich nur etwa 3000 Menschen auf die Beine, die zwischen den Botschaften der USA und der UdSSR in Bad Godesberg eine Menschenkette bildeten. USA-Vertreter und Sowjets nahmen in versiegelten Papprollen Forderungen der Friedensbewegung nach Verzicht auf Massenvernichtungswaffen entgegen. Mit der Menschenkette sollte zugleich die Situation der Bundesrepublik zwischen den Großmächten symbolisiert werden. Die Organisation unter den Gruppen des Bonner Friedensplenums hatte die Evangelische Studentengemeinde übernommen. Vor dem Abmarsch zu den Botschaften erklärte der Pfarrer der Evangelischen Studentengemeinde, Paul Oppenheimer, die Menschenkette sei ein Appell an die Vernunft der Regierenden und die Friedensbewegung glaube noch, daß ihr Aufruf verstanden werde. **W. K.**

Berlin – Während einer friedlich verlaufenen Demonstration von rund 6000 Berlinern sperrten am Sonnabend mehrere hundert Störer fast sämtliche Zufahrtswege zu den amerikanischen „Andrews Barracks" im Stadtteil Lichterfelde. Die Polizei setzte rund 1500 Beamte ein, die bewußt ohne Helme, Schilde und Schlagstöcke ausgerüstet waren und die Sitzblockierer im Verlaufe der Aktion zu bereitstehenden Transportwagen schafften. Insgesamt 307 Teilnehmer wurden überprüft, 521 erhielten Anzeigen wegen des Tatbestands der Nötigung. Die Berliner bekundeten ihre Sympathie für die amerikanische Schutzmacht durch Rosen und Herbstblumen, die sie am Kasernentor abgaben. Andere brachten den Soldaten Kuchen und andere Aufmerksamkeiten. Am Denkmal für die Opfer der Luftbrücke legten Hunderte von Berlinern Blumengebinde nieder.

Zu der Aktion rings um die US-Kaserne, in der überwiegend Junggesellen wohnen und Freizeiteinrichtungen der US-Armee untergebracht sind, hatten rund 50 Gruppen aufgerufen. Erst wenige Tage zuvor beschlossen die sogenannten „Autonomen Zellen", sich nicht an dieser Anti-Nachrüstungs-Kundgebung zu beteiligen, sondern in Bremerhaven und Nordenham mit gewalttätigen Mitteln zu stören. Die Demonstranten versuchten, eine Menschenkette rund um das Kasernengelände zu schließen, was jedoch nur teilweise gelang. Unter einem Pfeifkonzert schleppte die besonnen und ausgesprochen „zivil" agierende Polizei Sitzblockierer ab, die nahe der Haupteinfahrt der Kaserne einen Bus mit Amerikanern über eine halbe Stunde stoppten. Ein Streifenwagen mit vier neugierigen sowjetischen Offizieren, der plötzlich in der Nähe der Kaserne aufkreuzte, wurde ebenso wie ein MP-Jeep vorübergehend an der Weiterfahrt gehindert. Der Regierende Bürgermeister nannte den Vorgang am Sonnabend eine „politische Torheit, die die Axt an die Wurzeln unserer Freiheit legt". SPD-Spitzenkandidat Harry Ristock sprach von einer „politischen Hirnrissigkeit". Ebenfalls am Sonnabend demonstrierten mehrere hundert Teilnehmer mit einer rund tausend Meter langen Menschenkette an der Mauer nahe dem Brandenburger Tor für eine atomwaffenfreie Zone in Europa. **hrk**

Zwölf Jahre für ausreisewilligen russischen Juden

AP/AFP, Moskau

Der jüdische Regimekritiker Josef Begun ist wegen „antisowjetischer Propaganda" zu der Höchststrafe von sieben Jahren Gefängnis und fünf Jahren Verbannung verurteilt worden. Der Prozeß war am Mittwoch voriger Woche in der rund 200 Kilometer östlich von Moskau liegenden Stadt Wladimir unter Ausschluß der Öffentlichkeit eröffnet worden. In der Urteilsverkündung, die von der sowjetischen Nachrichtenagentur Tass verbreitet wurde, heißt es, der 51jährige Elektronikingenieur habe „zehn Jahre lang systematisch staatsfeindliche Dokumente vervielfältigt und verbreitet, um das bestehende System zu stürzen".

Begun bemüht sich seit 1971 mit seiner Frau Inna und seinem Sohn Boris um die Auswanderung nach Israel. Seine Anträge waren immer mit dem Hinweis abgelehnt worden, er habe Zugang zu „Geheimakten" besessen. Nach dem Verlust seiner Arbeitsstelle im Jahre 1977 war er wegen „Parasitentums" für ein Jahr nach Sibirien verbannt und kurz nach seiner Freilassung in Moskau erneut festgenommen und für drei Jahre unter Hausarrest gestellt worden.

„DDR" erfaßt Frauen für den Wehrdienst

epd/gko. Dresden/Berlin

Die Wehrkreiskommandos in der „DDR" und in Ost-Berlin haben seit September damit begonnen, auch Frauen für den Wehrdienst in der „Nationalen Volksarmee", den Einheiten der Bereitschaftspolizei und für die Grenztruppen der „DDR" zu erfassen. Betroffen sind davon vor allem Frauen aus medizinischen Berufen und aus dem Nachrichtenwesen.

Entsprechende Informationen aus Ost-Berlin wurden jetzt vom Bund der evangelischen Kirchen in der „DDR" bestätigt. Der Leiter des Kirchenbund-Sekretariats, Martin Ziegler, berichtete am Wochenende in einer öffentlichen Fragestunde während der in Dresden tagenden Synode der Sächsischen Landeskirche über eine solche Entwicklung. Insgesamt sind bisher – soweit dies durch die Meldung der Betroffenen bekannt wurde – mindestens 10 000 Frauen erfaßt worden. Ziegler wies darauf hin, daß das neue Wehrdienstgesetz der „DDR" vom 25. März 1982 die Erfassung und Einberufung von Frauen ermöglicht. Verpflichtend sei die Erfassung für sie allerdings nur in Zeiten der Mobilmachung, gegenwärtig könnten sie dies verweigern.

Auch in Halle gibt es ein Frauen-Gefängnis

WERNER KAHL, Bonn

Nach Berichten freigekaufter politischer Gefangener aus der „DDR" existiert in Halle an der Saale eine Frauenhaftanstalt mit etwa 1000 Häftlingen. „Ich hätte nie gedacht, daß soviele Frauen alles riskieren, nur um aus diesem Staat rauszukommen", sagte am Wochenende eine der entlassenen Gefangenen der WELT. Die als größtes Frauen-Zuchthaus der „DDR" neben den Gefängnissen Burg Hoheneck (Erzgebirge) und Leipzig-Markleefeld bezeichnete Hallenser Anstalt befindet sich im „Roten Ochsen", einer schon zur Nazi-Zeit für politische Gegner eingerichteten Haftanstalt.

Während am Wochenende 46 politische Häftlinge aus mehreren „DDR"-Strafanstalten im Notaufnahmelager Gießen eintrafen, schob der Staatssicherheitsdienst an der Berliner Sektorengrenze den ehemaligen Fluchthelfer Oliver Mierendorff nach Verbüßung von fast neun Jahren einer fünfzehnjährigen Freiheitsstrafe nach West-Berlin ab. Gegen Mierendorffs Bruder Kai war im Februar 1982 in Bad Tölz ein Bombenanschlag verübt worden, dessen Urheber bisher unerkannt geblieben sind. Kai Mierendorff leitete jahrelang eines der erfolgreichsten Fluchthilfeunternehmen. Sein jüngerer Bruder *Oliver, der bei einer Schleusungs*fahrt verhaftet worden war, hatte im Zuchthaus Bautzen einen Selbstmordversuch unternommen, weil er *das Gefühl hatte, die „DDR"-Justiz* nehme an ihm als Geisel für den nicht gefaßten eigentlichen Fluchthilfeorganisator Rache. Die Brüder Mieren*dorff stammen aus einer Familie*, die bereits wegen ihres Widerstandes gegen das NS-Regime verfolgt worden war.

Nach fast viermonatiger Untersuchungshaft wurde am Wochenende auch der Westberliner Pressefotograf Harald Thierlein in den Westen entlassen. *Thierlein war am 20. Juni* während eines Besuches in Ost-Berlin als Journalist ohne Arbeitserlaubnis festgenommen worden. Die mehr*monatige Inhaftierung wurde in poli*tischen Kreisen als Versuch der Einschüchterung westlicher Medienvertreter angesehen.

Verordnung über Ausreise wirksam

hrk. Berlin

In der „DDR" ist die vor einem Monat erlassene Verordnung zu „Fra*gen der Familienzusammenführung* und der Eheschließung mit Ausländern" in Kraft getreten. Nach ihrem Wortlaut, der auf die Madrider *Schlußerklärung* der KSZE-Konferenz zurückgeht, kann eine Übersiedlung unter bestimmten Voraussetzungen genehmigt werden, wobei al*lerdings gleichzeitig ein strikter* Katalog von Ausnahmen vorgelegt wurde.

In den „DDR"-Medien war bisher kein Hinweis auf diesen erstmals *zum Thema Ausreise zusammenge*faßten Text zu lesen. Über die neue Verordnung hatte am 26. September der bayerische Ministerpräsident Strauß als erster berichtet, der darüber offenbar vorab telefonisch von seinem Milliarden-Kredit-Verhandlungspartner, Staatssekretär Alexander Schalck-Golodkowski (Außenhandelsministerium), informiert worden war.

35-Stunden-Woche: Die IG Metall zieht jetzt an einem Strang

Dem Vorsitzenden Mayr bleibt Handlungsspielraum gegenüber seinem Vize Steinkühler

GÜNTHER BADING, Bonn

Nach fünfjähriger Pause wird die IG Metall in der Tarifrunde 1984 erstmals wieder Arbeitszeitverkürzung fordern. Zwar tagen die großen Tarifkommissionen der Metallgewerkschaft erst im November, und erst im Anschluß daran wird der Vorstand die konkrete Forderung genehmigen, doch bleibt nach dem 14. ordentlichen Gewerkschaftstag der IG Metall in München kein Zweifel mehr: Zentrales Thema der alljährlichen Tarifauseinandersetzung wird der Kampf um den Einstieg in die 35-Stunden-Woche werden.

Die Forderung nach Verkürzung der wöchentlichen Arbeitszeit von derzeit 40 Stunden war erstmals konkret in der Stahlindustrie in der Tarifrunde 1978/79 erhoben worden. Wochenlang war damals gestreikt worden. Am Ende stand ein Stufenplan zur Einführung des sechswöchigen Jahresurlaubs für alle Beschäftigten in der Eisen-und-Stahl- sowie in der Metallindustrie und als Gegenleistung der Gewerkschaft der Verzicht auf Arbeitszeitverkürzung bis einschließlich der Tarifrunde 1983.

Vorrangiges Anliegen

Die Arbeitszeitverkürzung ist zwar seit jeher vorrangiges Anliegen der IG Metall gewesen. Allerdings war *die Gewerkschaftsführung mit der* Einführung der 40-Stunden-Woche in der Eisen-und-Stahl-Industrie Mitte 1966 und in der Metallverarbeitung vom 1. Januar 1967 an zunächst einmal zufrieden. Auf dem Gewerkschaftstag der IG Metall 1977 in Düsseldorf kam es allerdings gegen den *erklärten Willen des Gewerkschafts*vorstands zum Aufstand der Basis. Die IG-Metall-Führung hatte als Ziel der Tarifpolitik die Einführung des sechswöchigen Jahresurlaubs für alle Arbeitnehmer im Auge. Der Gewerkschaftstag allerdings verlangte die 35-Stunden-Woche. Die Forderung wur*de im Stahlbereich konkret gestellt*, mit dem Ergebnis der Urlaubsverlängerung und der fünfjährigen Festschreibung des Status quo in Sachen *Wochenarbeitszeit*.

Auf dem Münchener Gewerkschaftstag in der vergangenen Woche war in den stundenlangen Diskussio*nen um die 35-Stunden-Woche nicht* diese Forderung selber strittig. Seit sich der Vorstand der IG Metall schon im Herbst vergangenen Jahres für diese Forderung ausgesprochen hat, war durch eine innergewerkschaftliche Kampagne die Funktionärsschicht auf diese Forderung eingestimmt worden. Auch unter den Delegierten in München mochte keiner für die von anderen Gewerkschaften – so IG Chemie, Gewerkschaft Nahrung, Genuß, Gaststätten, Textilgewerkschaft – geforderte Ver*kürzung der Lebensarbeitszeit durch* Frühverrentung eintreten. Strittig war allerdings die Verhandlungslinie.

Der neue Vorsitzende Hans Mayr, *der als wohl geschicktester* Tarifexperte der IG Metall gilt, hatte die Delegierten nach deren Beschluß, die Handlungsspielräume der Tarifverhandlungsdelegationen durch die Festlegung von Forderungen nach Nivellierung des Lohngefüges durch Sockelbeträge, gewarnt. Wenn man die Forderung nach der 35-Stunden-Woche noch – wie vor allem von den Bezirken Stuttgart und Frankfurt gefordert – dadurch „überfrachte", daß „voller Personalausgleich" oder die Regelung der Arbeits- und Leistungsbedingungen verlangt werde, sei das eigentliche Ziel gefährdet. Durch die Forderung nach vollem Personalausgleich wollten die Antragsteller erreichen, daß im Umfang der prozentualen Arbeitszeitverkürzung entsprechend mehr Personal eingestellt werden soll. *Die Festschreibung der Ar*beits- und Leistungsbedingungen sollte verhindern, daß die Verkürzung der Arbeitszeit durch erhöhte Produktivität und durch Mehrleistung der zahlenmäßig gleichen Belegschaft in der verkürzten Arbeitszeit ausgeglichen wird.

*Nicht um die Sache ging es aller*dings bei den teilweise recht erbitterten Diskussionsbeiträgen. Wahrer Hintergrund war die unterschiedliche Haltung des ersten und des – ebenfalls neu gewählten – zweiten Vorsitzenden Hans Mayr und Franz Steinkühler zu dieser Frage. Am Frei*tag wurde stundenlang debattiert*. Am Rande der Diskussion erklärte Steinkühler gegenüber Associated Press, er erwarte, daß der Gewerk*schaftstag die Festlegung Mayrs, die* 35-Stunden-Woche, Abbau der Mehrarbeit (Überstunden), nicht aber noch zusätzliche Leistungsregelungen zu fordern, „korrigieren" werde.

Als die schriftliche Version dieses Interviews in München von Hand zu Hand gereicht wurde – Tarifexperte und Vorstandsmitglied Hans Janßen gab sie an den Vorsitzenden Mayr weiter –, ging der neue Gewerkschaftschef ans Mikrophon. Er beschwor die 551 Delegierten eindringlich, nicht die Handlungsspielräume des Vorstands und der Tarifkommissionen einzuengen. Da der Kongreß öffentlich tage, könne er nun einmal nicht alle Fragen von Strategie und Taktik der kommenden Auseinandersetzung mit den Arbeitgebern offenlegen. Mayr nahm später an der Diskussion nicht mehr teil, weil zur gleichen Zeit ein Empfang für die ausländischen Gäste des Gewerkschaftstages angesetzt war.

Aufstand der *Basis*

Dennoch setzte er sich schließlich durch. Obwohl die Mannen des bisherigen Stuttgarter Bezirksleiters und neuen „Zweiten" Steinkühler in zahllosen Redebeiträgen offen gegen Mayr opponierten, seine Taktik-Hinweise als Unfug abtaten, da es hier um Grundsätzliches gehe, wurde die tarifpolitische Entschließung im Sinne des Vorsitzenden – also ohne konkrete Festlegung von „draufgesattelten" Zusatzforderungen – beschlossen. Dagegen stimmten nur die Stuttgarter und die hessischen Delegierten.

Die Diskussion um die 35-Stunden-Woche in der IG Metall hatte nach dem Aufstand der Basis 1977 und der Festschreibung der Arbeitszeit bis 1983 schon vor zwei Jahren die Gemüter in der größten Einzelgewerkschaft der Welt erregt. Der für Sozial*politik zuständige* Vorständler Karl-Heinz Janzen legte plötzlich ein Modell für eine „Tarifrente" – also Verkürzung der Lebensarbeitszeit – vor. *Hans Janßen, für Tarifpolitik* zuständiges Vorstandsmitglied, war zunächst dagegen, schwenkte aber dann auf diese Linie ein. Auf einer *Vertrauensleutekonferenz der IG Me*tall 1981 focht Janßen für die Lebensarbeitszeitverkürzung. Sein energischer Kontrahent war damals Be*zirksleiter Steinkühler. Als der Ge*werkschaftsvorstand Ende 1982 die reine Wochenarbeitszeitverkürzung zur Forderung erhob, wollte Janßen *gar sein Amt niederlegen. Inzwischen* herrscht im Vorstand wieder Konsens.

Morlok will absolute CDU-Mehrheit brechen

Südwest-FDP verabschiedet Wahlkampfprogramm

XING-HU KUO, Karlsruhe

Die baden-württembergische FDP ist fest entschlossen, nach der Landtagswahl am 25. März 1984 Bestandteil der neuen Stuttgarter Regierung zu werden. Nach den politischen Kräfteverhältnissen in diesem Bundesland wäre eine solche Regierungsbeteiligung allerdings nur mit der CDU denkbar. Die Regierungspartei müßte dann ihre absolute Mehrheit verlieren.

Jürgen Morlok, der 38jährige Partei- und Fraktionsvorsitzende der Südwest-FDP, erklärte am Wochenende auf dem 67. Ordentlichen Landesparteitag in Karlsruhe, diesmal sei die Chance da, „die absolute Mehrheit der Union zu brechen". Bei der letzten Landtagswahl (1980) bekam die Landes-FDP Baden-Württembergs 8,3, bei der Bundestagswahl am 6. März dieses Jahres 9 Prozent der Wählerstimmen. Das Ziel der Landes-FDP für die Landtagwahl im nächsten Frühjahr müsse nach Morloks Worten deshalb „zweistellig" sein.

Beflügelt wird der FDP-Landesverband, der ohnehin bei Wahlen der erfolgreichste der FDP ist, nicht zuletzt durch den Erfolg der FDP in Hessen, der es gelang, wieder in den Wiesbadener Landtag einzuziehen. Morlok rügte in diesem Zusammenhang die These von den „Leihstimmen der CDU". Nach Auffassung des Stuttgarter FDP-Chefs gebe es keine Partei, „die Stimmen verleihen kann".

Die Hessen-Wahl, so Morlok weiter, habe auch die regierende CDU in Stuttgart „nervös" gemacht. Ministerpräsident Lothar Späth lehne permanent „Koalitionsangebote ab, die wir ihm noch gar nicht gemacht haben". Späth wehre sich gegen eine FDP, die sich nach dessen Worten „in sein Schlafzimmer schleichen wolle". Unter großem Beifall der 400 Delegierten erklärte Morlok: „Wir wollen nicht in Späths Schlafzimmer, dort sitzen ja seine Minister, wie wollen in die Regierung. Und darüber entscheidet nicht Lothar Späth, sondern einzig und allein der Wähler."

Morlok warnte vor „bayerischen Verhältnissen" in Baden-Württemberg, wenn es nicht gelingen sollte, die absolute Mehrheit der CDU, die seit mehr als zwölf Jahren allein regiert, diesmal zu brechen. Denn *dann* werde es eine CDU als „eine Art Staatspartei, die alles besetzt und alles beherrscht", geben. Genau dies *dürfe jedoch in diesem Land „mit* seiner großen liberalen Tradition" nicht geschehen.

Allerdings räumte Morlok ein, daß es nicht einfach sein werde, diese absolute Mehrheit zu brechen. Denn immerhin habe die CDU bei der letzten Landtagswahl fast 54 Prozent der Stimmen bekommen. Und mit der SPD sei in diesem Fall nicht zu rechnen. Hohn und Spott goß Morlok über die Landes-SPD: Sie setze „mit der ihr eigenen Verbissenheit nicht nur immer wieder auf die falschen Pferde, sie bleibt auch noch beharrlich auf ihnen sitzen, und das noch *falsch herum*", *erklärte Morlok*, dessen Worte mit Gelächter des Parteitages zustimmend aufgenommen wurde. Zu den Irrtümern der SPD zählte *Morlok auch den „Raketen-Opportu*nismus" von Offenburg. Dort hatte die Südwest-SPD als erster Landesverband am 10. September dieses Jahres ein klares Nein zur Nachrüstung ausgesprochen.

Trotz grundsätzlicher Unterschiede in den Bereichen Bildung und Rechtsstaat unterstrich Morlok viele Gemeinsamkeiten mit der CDU „im großen Bereich der Wirtschafts-, Finanz- und Haushaltspolitik". Hier sei eine „gute Grundlage sachlicher Übereinstimmung mit der Union" vorhanden. Auch die FDP bekenne sich „eindeutig zur Marktwirtschaft, zur Absage an die verschiedensten Pläne und Vorhaben zur Investitionslenkung", unterstrich Morlok. Es sei ebenso „eher mit der Union möglich, die dringend notwendige Reform des Sozialstaates, die Anpassung unserer Systeme sozialer Sicherung an grundlegend gewandelte gesamtwirtschaftliche und gesamtgesellschaftliche Rahmenbedingungen zu verwirklichen".

Einmütig wurde ein 65seitiges Landtagswahlprogramm der FDP vom Parteitag verabschiedet. Schwerpunkte sind vor allem Bildungspolitik und die Erweiterung von Bürgerrechten und Rechtsstaatlichkeit. Dazu zählen eine Absage an den Radikalenerlaß und die Erweite*rung des Demonstrationsrechtes, die* in Bonn allerdings auch in der Bundes-FDP mitgetragen wird.

Richter: Das Scheidungsrecht hat sich bewährt

H. H. HOLZAMER, Brühl

„Die Reform des Ehescheidungsrechts hat sich bewährt", sagte zum Abschluß des Deutschen Familiengerichtstages in Brühl dessen Vorsitzender Kurt Husmann zur WELT. „Wer sagt, es habe inzwischen eine heimliche Rückkehr zum Schuldprinzip stattgefunden, der diffamiert." Er wies darauf hin, daß es nach den neuen Prinzipien im Unterhaltsrecht zu gleichen Ergebnissen kommen könne wie nach dem Schuldprinzip. *Denn stets stehe das Bemühen um Gerechtigkeit im Vor*dergrund.

Heute gehe es darum, „ehebedingte Nachteile" besser auszugleichen und „den Mißbrauch des Solidaritätsgedankens" zu verhindern. Hierzu wurden von einigen der insgesamt 18 Arbeitskreise Empfehlungen an den Gesetzgeber erarbeitet.

Dem Mißbrauch, daß ein Berechtigter Unterhalt bezieht, obwohl er wieder in einer soliden Gemeinschaft lebt, soll dadurch gewehrt werden, daß der Unterhaltsberechtigte beweisen muß, daß durch die neue Bindung keine Entlastung in seinem Unterhaltsbedarf eingetreten ist. „Ehebedingte Nachteile" für dauernd getrennt Lebende sollen dadurch abgebaut werden, daß das Realsplitting *wesentlich erhöht und die Zustim*mung zum Realsplitting als Nebenverpflichtung des bestehenden gesetzlichen Unterhaltsverhältnisses normiert wird.

Heftig wurde um die Frage gestritten, wie die ehelichen Lebensverhältnisse bestimmt werden, nach denen sich die Höhe des Unterhaltsanspruchs bemißt, und wie sich die Einkommen darauf auswirken. Keine Einigung wurde bei der Frage erzielt, ob die Höhe des Einkommens zum Zeitpunkt der Trennung oder der Scheidung (so der Bundesgerichtshof) den Ausschlag geben soll. Derje*nige*, der von einem während der Trennungszeit erhöhten Einkommen abgeben muß, soll durch die Berücksichtigung eines „trennungsbedingten Mehrbedarfs" entlastet werden.

Ein zukünftiges Problem der Familiengerichte ist nach Ansicht Husmanns die „Nachsorge". Auch nach dem Scheidungstermin würden vor allem Änderungen beim Unterhalt und im Sorgerecht die Gerichte beschäftigen.

FDP stützt Lambsdorffs Kurs

bey. Bonn

Die Freien Demokraten wollen auf *der Grundlage des Thesenpapiers* von Bundeswirtschaftsminister Otto Graf Lambsdorff vom September 1982, unmittelbar vor dem Auseinan*derfallen der SPD/FDP-Koalition*, ihre Wirtschaftspolitik konzeptionell fortentwickeln. Über Wege und Möglichkeiten wird der Parteitag im No*vember in Karlsruhe* nach einer Rede von Lambsdorff beraten. Auf einer Sitzung der FDP-Führung, auf der Lambsdorff über die Probleme bei *der Kohle, der Stahlindustrie und* den Werften informiert hatte, bestand Einmütigkeit, daß die Konsolidierungspolitik der Bundesregierung *ohne Wenn und Aber fortgesetzt* werden müsse. Für „neue Wohltaten", hieß es anschließend, sei kein Raum.

Die Hamburger nahmen Abschied von Herbert Weichmann

HERBERT SCHÜTTE, Hamburg

Fast 20 000 Hamburger erwiesen dem vor einer Woche verstorbenen ehemaligen Bürgermeister Herbert Weichmann die letzte Ehre, als am Samstag der Sarg im Rathaus aufgebahrt war. In langen Schlangen zogen die Bürger an dem Toten vorbei. In einer Feierstunde sagte Bundespräsident Karl Carstens gestern: „Wir schulden Herbert Weichmann Dank, er war ein Vorbild. Ich verneige mich in Ehrerbietung vor ihm."

Mit Carstens waren Bundestagspräsident Rainer Barzel, Bundesfinanzminister Gerhard Stoltenberg, die Ministerpräsidenten Hans Koschnick und Holger Börner sowie der frühere Bundeskanzler Helmut Schmidt gekommen. Carstens warf das Protokoll über den Haufen: Er trat – ohne in der Rednerliste vorgesehen zu sein – ans Pult, um dem Staatsmann zu danken, „der mit seinem ganzen Herzen für die Freiheit gelebt" habe. Der Bundespräsident hob hervor: „Mehr als alles andere wollte er, daß wir aus der Erfahrung lernen, wollte er bewußt machen, was wir an dem demokratischen Rechtsstaat haben, und daß er es wert ist, ihn zu schützen." Carstens verwies mit Nachdruck auf Weichmanns Ansprache vor dem Deutschen Bundestag am 17. Juni 1982. Diese Rede, in der Weichmann den 17. Juni als die „Demonstration einer offenen Wunde" beschrieben hatte, sei Weichmanns politisches Vermächtnis gewesen.

Helmut Schmidt, der sich als „Schüler, Kollege, Freund" Herbert Weichmanns bezeichnete, stimmte dieser Feststellung ausdrücklich zu. „Der 17. Juni" – so führte Schmidt die damaligen Gedankengänge Weichmanns weiter fort – „ist Anlaß zum Nachdenken über die Grundwerte unserer Gesellschaft, die wir verteidigen müssen." Hamburg habe – so betonte der ehemalige Bundeskanzler – jüdischen Bürgern immer wieder Führungsrollen anvertraut, die Ballins, Warburgs, Blumenfelds und Weichmanns würden nicht die letzten in dieser Reihe sein.

Landesrabbiner N. P. Levinson erinnerte an die Fähigkeit der Liebe und Vergebung, die dem Juden Weichmann eigen gewesen sei, „doch Versöhnung darf nicht mit Vergessen einhergehen", sagte Levinson, der auf ausdrücklichen Wunsch aus dem Testament Weichmanns an die Eltern des Bürgermeisters und auf die Ermordung der Mutter und Schwester Weichmanns im Konzentrationslager Auschwitz hinwies.

Der Bremer Bürgermeister Hans Koschnick, der im Namen des Bundesrates und als persönlicher Freund sprach, erinnerte an das gemeinsame Trauma: „Weimar darf sich nicht wiederholen. Weichmann würde sich schütteln, müßte er erleben, wie ‚bürgerlicher Ungehorsam' heute sprachlich überhöht als ‚Widerstand' bezeichnet wird – ohne daß man darüber nachdenkt, was Widerstand gegen die totalitäre Macht real bedeutet." Koschnik erinnerte daran, wie der ehemalige Hamburger Bürgermeister 1973 in der Kieler Universität als „Volksfeind" niedergeschrien worden war – das gleiche Wort, mit dem fast 40 Jahre vorher die Rechten am Ende der Weimarer Republik ihre Gegner niederbrüllten. Koschnik sagte: „Herbert Weichmann hatte das erlebt und nie vergessen können."

Schweden wirbt weiter um eine atomfreie Zone

REINER GATERMANN, Stockholm

Schwedens Außenminister Lennart Bodström kommt heute zu einem zweitägigen offiziellen Besuch nach Bonn.

Obwohl in Stockholm die Sozialdemokraten regieren, werden hier die Beziehungen zu Bonn als ausgesprochen gut bezeichnet. Man würde Helmut Kohl gern und sobald wie möglich in der schwedischen Hauptstadt sehen. Der Staatsminister im Bonner Auswärtigen Amt, Alois Mertes, hat hier das Terrain gut vorbereitet. Als sicherheitspolitischer Gesprächspartner ist er hier mindestens so gefragt wie Egon Bahr.

Auch bei Bodströms Gesprächen in Bonn nehmen Sicherheit und Abrüstung einen breiten Raum ein. Schweden wird Gastgeber der am 17. Januar 1984 beginnenden KSZE-Nachfolgekonferenz sein, in der es um vertrauensbildende Maßnahmen und um Abrüstung gehen soll. Die Stockholmer Regierung will im Vorfeld dieses Treffens eine neutrale, nach allen Seiten offene Position einnehmen, was sie jedoch nicht daran hindern wird, auf verschiedenen Ebenen für ihre Idee einer 300 Kilometer waffenfreien Zone in Mitteleuropa zu werben.

In dieser Frage hat Stockholm bisher nicht allzuviel diplomatisches Geschick bewiesen. Der Entwurf war, noch bevor er den Regierungen der 35 KSZE-Teilnehmerstaaten übermittelt worden war, in einer schwedischen Zeitung zu lesen, die wenig später auch noch die eigenartige Rolle, die Egon Bahr in dieser Frage spielte, aufdeckte. Jetzt sollten die Regierungen eine Zusammenstellung der Antworten erhalten. Aber auch ihr Inhalt wurde bereits in einer Zeitung veröffentlicht, obgleich einige Länder um vertrauliche Behandlung gebeten hatten.

In dem Bericht des „Svenska Dagbladet" heißt es, daß nur fünf Länder (Irland, Finnland, Jugoslawien, Griechenland und – mit einigen Abstrichen – Österreich) den schwedischen Vorschlag unterstützen. Die Warschauer-Pakt-Staaten plädieren für eine 600 Kilometer breite Zone. Die NATO-Mitgliedsstaaten stellen in ihren Antworten häufig den schwedischen Grundgedanken in Frage, mit einer solchen kernwaffenfreien Zone zur Vertrauensbildung zwischen den Militärblöcken beizutragen. Bonn weist auf das Übergewicht des Warschauer Paktes bei den konventionellen Waffen hin, daß ein Korridor das Risiko eines Überraschungsangriffes steigere, daß es im Krisenfalle leicht sei, Kernwaffen einzuführen, und daß ein Abkommen schwer kontrollierbar sei. Ähnliche Argumente kamen auch aus der Schweiz.

Diese überwiegend skeptische Reaktion hält die Schweden allerdings nicht davon ab, den Zonen-Gedanken offiziell in ihrer Außenpolitik aufzunehmen. Hoffnung hat ihnen ein Artikel des früheren US-Verteidigungsministers McNamara gemacht, der positive Aspekte in dem Korridor-Vorschlag sieht. In Stockholm verweist man zudem darauf, daß die NATO schon seit 1979 im Kern eine Reduzierung ihrer atomaren Gefechtsfeldwaffen in Europa diskutiert.

Zu den Genfer Verhandlungen zwischen den USA und der Sowjetunion über die Mittelstreckenraketen vertreten die schwedischen Sozialdemokraten die Auffassung, daß im Kernwaffenbereich im großen und ganzen Gleichgewicht bestehe. Man ist ausdrücklich gegen eine Aufstellung von Pershing-2-Raketen in Europa; gleichzeitig fordert man jedoch von Moskau eine spürbare Reduzierung des SS-20-Arsenals.

Reagan rüstet sich für eine zweite Amtszeit

Entschluß fiel, als die Wirtschaft Erfolge meldete

TH. KIELINGER, Washington

US-Präsident Ronald Reagan konnte keinen besseren Zeitpunkt gewählt haben als den heutigen Montag, um sich als Präsidentschaftsanwärter für 1984 bei der Wahlkampfbehörde registrieren zu lassen. Er hat gerade gestern tausend Tage seiner bisherigen Amtszeit überschritten, und die Wirtschaft lieferte neue ermutigende Zahlen. Sogleich bediente er sich der gerade von der Bundeszentralbank vorgelegten Fakten – Inflation 2,6 Prozent, starker Investitionstrend, Produktionsindex fast auf der Höhe von Juli 1981 – um bei seiner samstäglichen Radioansprache das Bild eines optimistischen, zu Common sense und Selbstvertrauen zurückfindenden Nation zu zeichnen.

Aber Reagan muß sich auch durch das Schauspiel ermutigt sehen, das ihm seine beiden Hauptkontrahenten im demokratischen Lager, Walter Mondale und John Glenn, zur Zeit bieten. Beide sind dabei, ihn unfreiwillig im besten Licht erscheinen zu lassen.

Da ist zunächst Mondale, der seinem Kollegen Glenn vorwirft, Reagans Steuersenkungsprogramm unterstützt und auch bei anderen Themen mit den Republikanern gestimmt zu haben, so im Kampf gegen das Abrüstungsabkommen SALT II und später bei der Entscheidung für die Neuproduktion von Nervengas. Wie von der Tarantel gestochen, wendet Glenn das Wirtschaftsargument gegen den ehemaligen Vizepräsidenten der Ära Carter. Hier spricht ein Vertreter jener Administration, empörte er sich, die die Wirtschaft „mit 17 Prozent Inflation und 21 Prozent Zinsen so beutelte, daß Reagan sozusagen an die Macht gespült wurde".

Dann überreicht er den Giftbecher: „Mich dafür zu kritisieren, mit dem Präsidenten für eine Änderung des Wirtschaftskurses gestimmt zu haben, ist ungefähr so, als wenn der Erste Offizier der ‚Titanic' einem Passagier vorwirft, daß er den Rettungsbooten zustrebt."

Glenn stolpert in die selbstgestellte Falle

Einen tödlicheren Anti-Mondale-Slogan hätte niemand im Weißen Haus erfinden können: der Erste Offizier der Titanic. Eine Figur des Untergangs, die das Erlebnis der bereits untergegangenen Carter-Administration mächtig in Erinnerung ruft. Reagan greift in seiner Ansprache das Signal sofort auf, indem er seine Kritiker attackiert, „die das schlimmste wirtschaftliche Chaos unserer Nachkriegsgeschichte hinterlassen haben.".

Glenn freilich stolpert bald danach in eine selbstgestellte Falle, als er zur Verhinderung eines neuen waffentechnologischen Wettrüstens vorschlägt, die USA sollten noch einmal „ihren guten Glauben demonstrieren", und in einer einseitigen Geste ein „begrenztes Moratorium der Aufstellung landgestützter Cruise Missiles" aussprechen. Dies zwei Monate vor dem möglichen Beginn der NATO-Nachrüstung als die letzte Wahlkampfweisheit zu verkünden, hat dem ehemaligen Weltraumpiloten keine neuen Freunde gebracht, ganz zu schweigen von dem Schock, den solche Salven unter Amerikas Verbündeten auszulösen pflegen.

Je näher man sich den gegenwärtigen Präsidenten beschaut, desto stabiler wirkt er zwischen den Präsidenten von rechts (Glenn) und links (Mondale), desto bereitwilliger scheint das amerikanische Volk den Gedanken einer zweiten Amtszeit Ronald Reagans in sich aufzunehmen. Dies um so lieber, als der Präsident sich nicht nur günstig von den demokratischen Herausforderern abhebt, sondern auch von dem Lager, das einmal seine treuesten Anhänger stellte: den Neo-Konservativen und der sogenannten Neuen Rechten.

Alte Liebe verspielt, neue Freunde gewonnen

Es ist in diesen Kreisen, wo ihm die schneidendsten Standpauken gehalten werden. Ronald Reagan habe auf den Abschuß der koreanischen Linienmaschine nicht hart genug reagiert, beschwert sich die Neue Rechte. Er habe seine Führungskraft einer Politik der Defensive zuliebe aufgegeben, schreibt ein so prominenter Vertreter der Neo-Konservativen wie Irving Kristel.

Politik der Defensive: Das ist der Hang zum Kompromiß, zur Überparteilichkeit, die Vorliebe für unabhängige Kommissionen zur Lösung nationaler Fragen. Alles zusammen ein Greuel für die aktivistische konservative Intelligenzija, die gerne den Platz der verblichenen Ostküstenelite einnehmen möchte.

Während er die Liebe seiner alten Freunde verspielt haben mag, hat Reagan das breite Feld der amerikanischen Mitte für sich erobert. Es ist seiner Kompromißtaktik zu verdanken, daß die US-Rentenkassen Anfang dieses Jahres vor dem Ruin bewahrt wurden. Es ist seiner Flexibilität im Umgang mit dem Kongreß und mit den europäischen Verbündeten zu verdanken, seinen immer weiter entgegenkommenden Abrüstungsvorschlägen, daß die NATO geeint hinter dem Doppelbeschluß steht und der Kongreß bis jetzt mehrheitlich hinter dem Bau der neuen MX-Rakete. Man darf der Zukunft vorgreifen und getrost folgern, daß Reagan auch auf wirtschaftlichem Gebiet das große Einnahmendefizit des Staates bis 1985 angehen wird.

Die Freundschaft begann nicht erst 1949

Deutsch-französische Rückschau der Beziehungen

A. GRAF KAGENECK, Paris

Die deutsch-französischen Beziehungen haben nicht mit dem viel gefeierten, gerade 20 Jahre alten Elysée-Vertrag zwischen de Gaulle und Adenauer begonnen. Die Aussöhnung zwischen den beiden ehemaligen Gegnern in drei europäischen Kriegen erhielt durch den Bruderkuß zwischen den beiden Geschichts-Heroen nur ihre letzte Weihe, und sie beflügelte seitdem das europäische Einigungswerk. Aber die zarte Blume dieser Aussöhnung durchbrach die Kruste von Schnee und Eis, die sich 1945 über Europa gelegt hatte, schon viel früher.

Dies alles aufzuarbeiten, sichtbarer zu machen, einer neuen Generation zu zeigen, die dazu neigt, diesen ungeheuren Vorgang als selbstverständlich zu betrachten, war Zweck eines einwöchigen Kolloquiums im Pariser Europa-Haus im Marais-Viertel, zu dem das schon 1958 gegründete, gerade ein Vierteljahrhundert alte „Deutsche Historische Institut" in Paris geladen hatte.

Karl-Ferdinand Weber, seit 1968 Leiter des Instituts, meinte einleitend, die Historiker seien keine Gehilfen der Politik, und sie ließen sich nur ungern als „Meßdiener" des europäischen Einigungswerks einspannen. Aber es sei zuweilen nützlich, am Abbau von Klischees mitzuwirken, zu zeigen, daß die deutsch-französische Geschichte nicht 1949 begonnen hätte, und daß vieles am heutigen engen Vertrauensverhältnis der beiden Nachbarn seine Wurzeln in den 1000 Jahren wechselseitiger Beziehungen seit dem Ende des karolingischen Reiches habe.

War es nicht vielen Zuhörern verwunderlich, zu vernehmen, daß die deutsch-französischen Beziehungen unter den Hohenzollern und unter Bismarck besser waren als nach 1918, daß der deutsche Militarismus, den man in Frankreich so fürchtete, nicht vom „eisernen Kanzler", sondern von seinen säbelrasselnden Nachfolgern initiiert wurde? Das sind Details, die vielen der „Europa-Veteranen" neu gewesen sein mochten, die nach 1945 als Handwerker der Zeitgeschichte an den Hebeln in Bonn und Paris standen und nun im Saal ihre Erinnerungen austauschten.

Der zeitliche und thematische Rahmen der Betrachtung war indes sehr viel knapper gefaßt: Kultur, Wirtschaft und Politik beider Staaten von 1949 bis heute. Das begann mit dem Porträt beider Länder und dem Bild, das jeder sich vom anderen machte, in Schulbüchern, Filmen, Fernsehsendungen, mit der „Geschichte, die nicht stattfindet", weil man vielfach noch nicht von Vorurteilen loskam und sich einfacher Klischees bedient.

Das führte weiter über die so besonders wichtigen, vielfach unterschätzten wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen, die, weil hier Eigeninteressen im Spiel sind, immer wieder den Einigungselan bremsen und das Werk zu zerstören drohen, das Politiker und Diplomaten vorangetrieben haben.

Besonders verdienstlich war, daß hier Vertreter großer Firmen, ein Direktor der Daimler-Benz-Werke und sein Pendant vom staatlichen Automobilkonzern Renault, praktische Erfahrungen aus dem alltäglichen Kampf um Märkte, Exporthemmnisse, Protektionismus und Freihandel vermittelten. Sicherlich nicht ungehört verhallte ihre Warnung, man werde gemeinsam untergehen, wenn Europa sich nicht endlich die Mittel gebe, den mächtigen Konkurrenten USA und Japan durch industrielle Konzentration ebenbürtig entgegentreten zu können.

Das führte schließlich zum Kernstück des Seminars, der Zeit, in der sich die Ansichten über den anderen in Einsichten verwandelten und unter dem Druck der Geschichte und der neuen Marktkonstellationen in Europa zu ändern begannen. Es war ein Adenauer, ein Robert Schuman, ein Jean Monet und schließlich ein de Gaulle, die der Aussöhnung den Weg ebneten, die eine Verankerung des westlichen Teils Deutschlands an den Westen, an ein abendländisches Europa ermöglichten.

Hier war es faszinierend, ehemalige Minister, Diplomaten, hohe Beamte und Journalisten zu hören, die, noch ehe sich die Archive des Quai d'Orsay öffneten, neues Licht auf scheinbar längst bekannte Vorgänge warfen. So etwa, wenn der ehemalige Bonner Staatssekretär Rolf Lahr, der den „sensationellen, für uns völlig unerwarteten Charakter plötzlicher französischer Annäherungen in den späten vierziger Jahren" hervorhob, wenn der ehemalige Quai-Beamte Jean Laloy die Etappen nachzeichnete, in denen die Pariser Diplomatie „ab 1948 auf Europa setzte". Oder Henri Froment-Meurice, vor kurzem noch Botschafter in Moskau und Bonn, der versichern konnte, daß es unter den Politikern der 4. Republik nicht einen einzigen gab, der der Versuchung einer „Rückversicherung" in Moskau gegen ein Wiedererstarken Deutschlands (Charles de Gaulle hatte mit dieser Überlegung gespielt) verfallen wäre.

Das alles geschah in einem Umfeld, das durch tiefes gegenseitiges Mißtrauen in der Öffentlichkeit gekennzeichnet war, auch durch eine gewisse Verachtung der Deutschen für ein Frankreich, das keine Großmacht mehr, ja nicht einmal eine Siegermacht war und das von der neuen Schutzmacht Amerika aus dem Bewußtsein der Besiegten verdrängt wurde.

Dennoch fanden sich 1949 Männer, die den Besiegten die Hand reichten – in einer Zeit, in der 65 Prozent der Franzosen in Deutschland die größte Bedrohung Frankreichs sahen.

Drusenscheich verteilt im Schuf Christen-Häuser

30 000 Flüchtlinge werden zum politischen Tauschobjekt

PETER M. RANKE, Beirut

Die mehr als 30 000 christlichen Flüchtlinge und 3000 Milizsoldaten in der eingeschlossenen Kleinstadt Deir-el-Kamar sind im Schuf-Gebirge zu einem politischen Tauschobjekt geworden. Ihre Lage ist auch zwei Wochen nach dem Waffenstillstand zwischen der Armee und den Drusen-Milizen in Libanon noch trostlos. Es fehlt an warmer Kleidung, Frischmilch, Gemüse und Fleisch.

Vor zehn Tagen hat ein Konvoi des Roten Kreuzes, der von den Belagerern durchgelassen wurde, für 20 Tage Mehl, Reis und Medikamente gebracht. Aber die Menschen sind nach wie vor auf das Wasser einer verunreinigten Quelle angewiesen. Die beiden Operationssäle des Hospitals „Konvent des Kreuzes" mußten wegen Brennstoffmangel des Generators stillgelegt werden. Die Bäcker arbeiten hingegen wieder. Die Flüchtlinge trauen sich nicht in die verlassenen Dörfer zurück, weil sie Angst vor den Drusen-Milizen des sozialistischen Parteiführers Walid Dschumblatt haben.

Als Geschenk des saudischen Königs Fahd erhalten auch die christlichen Flüchtlinge in Deir-el-Kamar und Beiteddine wie die drusischen Flüchtlinge in Hammana Pakete mit Fischbüchsen, Fleisch, Mehl, Käse, Trockenmilch, Seife und Decken. Bürgermeister Georges Dib hat per Funktelefon gemeldet, daß viele Flüchtlingsfamilien auf dem Fußboden der Kirche und Schulen schlafen müssen oder in halbfertigen Sommerhäusern hausen.

Die Drusen wollen die Einschließung nur aufheben, wenn die christlichen Milizen Südlibanon, die Küstendörfer wie Mechref und Jiyeh sowie Deir-el-Kamar räumen. Dann hätten die Drusen und ihre verbündeten Palästinenser freien Zugang nach Beirut und zur Küstenstraße. Das Schuf-Gebirge ist als Siedlungsgebiet der Christen nach mehr als 200 Jahren verloren und jetzt fest in den Händen der Drusen.

Ortschaften sind zerstört und verwüstet

Die libanesische Armee, vor allem die 8. Brigade, hat mit ihrem Widerstand 25 Tage lang in Souk-el-Gharb gegen Tausende von Drusen und Palästinensern Beirut zwar gerettet, aber nicht verhindern können, daß im Schuf die größte Bevölkerungsumwälzung seit Menschengedenken stattfindet. Nach Angaben der christlichen „Lebanese Forces" ist seit Anfang September die christliche Bevölkerung aus mehr als 50 Dörfern geflüchtet, vertrieben oder ermordet worden. „Der Schuf ist christenrein", sagte sarkastisch ein Offizier.

Die große Vertreibung hat auch die teils christlichen Süd-Beiruter Vororte wie Mraije, Leylaki und Tahwitet-el-Ghadir erfaßt, wo Milizen der schiitischen Amal-Gruppe jede Wohnung, jedes Haus eines Christen ausraubten und in Brand steckten. Im Ort Brih im Schuf hat ein Drusenscheich damit begonnen, Häuser und Landbesitz von Christen ganz offen an drusische Flüchtlinge zu verteilen, „die für immer hier bleiben werden". Auch in Bire wurden schon 120 Drusen-Familien neu angesiedelt; ganze Dörfer wechseln ihre Bevölkerung.

Christliche Ortschaften wie Fawara sind zerstört und verwüstet, nur Ermordete oder Gefallene liegen in den Häuserruinen. In Kfarkatra haben die letzten christlichen Bewohner die Drusen-Milizen gebeten, evakuiert zu werden, so wie vorher die letzten zwölf Christen, unter ihnen Frauen und Kinder, aus Ain Zhalta. Die Drusen verhindern jede Rückkehr, die Häuser der Christen werden entweder niedergerissen oder an Drusen verteilt.

Nur mit einem Kleiderbündel auf der Flucht

Während von Flüchtlingen berichtet wird, daß drusische Milizmänner syrische Schützenpanzer benutzen oder daß, wie in Mukhtara, lastwagenweise Munition aus Armee-Beständen der Libyer verladen wird, häufen sich die Berichte über Massaker an Christen in den letzten sechs Wochen.

Nach Schätzungen der „Lebanese Forces" und Augenzeugenberichten sind mehr als 225 Christen, vor allem alte Männer, Frauen und Kinder, ermordet und verbrannt worden. In der Dorfkirche von Fawara wurden nach Zeitungsberichten allein sechzig halbverkohlte Leichen von christlichen Miliz-Männern gefunden, die dort nach der Gefangennahme erschossen worden waren.

In Bmahriye wurden 14 alte Männer und Frauen umgebracht, einschließlich des Priesters. In Bzibdine plünderten die Drusen 37 Häuser und sprengten sie dann. Aus Kfarkatra wurden in den letzten Tagen allein 123 Männer, Frauen und Kinder vertrieben, ihre Häuser wurden gesprengt. Jeder Vertriebene durfte nur ein Kleiderbündel mitnehmen.

Die „Lebanese Forces" ließen vorige Woche in Ghosta 200 Drusen frei, unter ihnen Frauen und Kinder aus Kfarmatta, Abey und Bnehlay. Da Deir-el-Kamar mit seinen Zehntausenden von Menschen weiter eingeschlossen bleibt, haben die christlichen Milizen im Gebiet von Iqlim-el-Kharroub Hunderte von bewaffneten Palästinensern und Linksmilizen eingeschlossen, die sich in christlich-drusischen Dörfern eingenistet haben. Durch Vermittler versuchte die libanesische Armee, diese Blockaden und Gegenblockaden zu beenden – bisher aber vergeblich. (SAD)

Briefe an DIE ● WELT

DIE WELT, Godesberger Allee 99, Postfach 200 866, 5300 Bonn 2, Tel. 0228/30 41, Telex 8 85 714

Pro Kernkraftenergie

Sehr geehrte Damen und Herren,
es wird uns ständig viel über den Umweltschutz gesprochen, aber niemand redet über den Ersatz der Kohle – durch Kernkraftwerke, nicht einmal die Grünen. Gerade sie und wir alle sollten verlangen, daß nur noch Kernkraftwerke gebaut werden. Sie sind der umweltfreundlichste Energielieferant. Sie verschmutzen die Umwelt nicht durch sauren Regen oder sonstige schädliche Emissionen und strahlen sogar weniger Radioaktivität ab als Kohlekraftwerke. Gäbe es anstelle der Kraftwerke mit fossilen Brennstoffen nur Kernkraftwerke, brauchten wir uns um den Wald und die gesamte Fauna und Flora nicht zu bangen. Kernkraftwerke könnten nämlich genügend elektrische Energie für den gesamten Energiebedarf der Industrie und der Haushalte, einschließlich der Beheizung, liefern. Sogar die Umweltbelastung durch den Kraftverkehr könnte beseitigt werden, weil mit Kernenergie Wasser gespalten und der anfallende Wasserstoff zum Betrieb der Kraftwagen benutzt werden kann. Aus dem Auspuff der Autos käme dann Wasser anstatt schädlicher Gase.

Für den Antrieb der Kraftwagen – und evtl. auch stationärer Maschinen – sollte aber die Wasserstoffverbrennung nur ein erster und möglichst bald zu überwindender Schritt sein. Endziel ist die sparsame Betreibung mit elektrischer Energie aus der kalten Verbrennung von Wasserstoff mit Sauerstoff. Das Problem der Umkehr der Wasserspaltung, d. h. der kalten Wiederzusammenführung von Wasserstoff und Sauerstoff bei Freisetzung der bei der Spaltung zugeführten elektrischen Energie, wird eines Tages gelöst werden. Die diesbezügliche Forschung sollte besonders gefördert werden.

Bei dem verstärkten Einsatz von Kernenergie darf natürlich der Bergbau und seine Beschäftigten nicht vergessen werden. Hier müssen alle sozialen Härten vermieden werden. Erforderlichenfalls muß ein besonderer Sozialplan aufgestellt werden, dessen Lasten auf die gesamte Bevölkerung der Bundesrepublik zu verteilen sind. Wahrscheinlich ist die Lösung jedoch nicht so schwierig wie es zunächst scheint. Zur Schaffung genügender Kernenergie werden viele Arbeitskräfte benötigt, und sie ist nur innerhalb eines längeren Zeitraums möglich. Dieser kann für eine allmähliche Verringerung der Kohleförderung auf den nötigen Umfang und ihren Einsatz anstelle des Erdöls, z. B. Kohlechemie statt Petrochemie, genutzt werden. Die Kohle ist ohnehin ein viel zu bedeutender Rohstoff, der nicht verbrannt werden sollte und eines Tages nicht mehr vorhandenes Öl ersetzen muß. Vergeuden wir unseren fast einzigen und wichtigsten Rohstoff nicht in den Feuerungen.

Die Lösung der angeschnittenen Probleme ist eine Aufgabe der ganzen Nation und von überragender Bedeutung für die Sicherung unserer Zukunft. An der Bewältigung auch dieser Aufgabe wird die Nachwelt uns messen.

Mit freundlichen Grüßen
Dr. Ernst Hamel, Remscheid 1

Wort des Tages

» Die Völker sind nicht geschaffen, einander zu zerstören. Ihr innerstes Leben ist angewiesen, auf Gott, der sie vereinen will ... Wir müssen es lernen, Gedanken des Friedens zu denken ... «

Reinhold Schneider, dt. Dichter (1903–1958)

Asbest-Lungen

Sehr geehrte Damen und Herren,
vor kurzem las ich, daß jetzt für Kraftfahrzeuge Bremsbeläge ohne Asbest hergestellt werden. Wie allgemein bekannt ist, wurde Asbest in den verschiedensten Bereichen der Technik früher sehr häufig eingesetzt, bis eindeutig gezeigt werden konnte, daß er einer der gefährlichsten Erreger von Lungenkrankheiten ist, vermutlich nicht minder als Krebserreger wirkt. Diese Erkenntnisse führten natürlich zu zunehmenden Einschränkungen bei der Verwendung dieses Materials.

Mir fiel in dem Zusammenhang auf, daß dieser Stoff, der in der Herstellung verschiedener Beläge und Dichtungen Anwendung findet, vor allem aber bei Bremsbelägen (gleich ob Trommel- oder Scheibenbremsen), durch Abrieb verbraucht und dementsprechend ersetzt werden muß.

Unter diesem Gesichtspunkt stellt sich mir die Frage, ob diese Schadstoffe, die ja dann notwendigerweise in der Luft landen und somit die gesamte Bevölkerung betreffen, nicht einen ebenso großen Schaden angerichtet haben wie beispielsweise das Blei in Autoabgasen.

Da die Gefahren des Asbests zwar schon seit einiger Zeit bekannt und auch im Bewußtsein von Konstrukteuren und der Bevölkerung sind, aber diese Rolle des Krankheitserregers nie im Zusammenhang mit dem Straßenverkehr gesehen wurde (und wenn, dann zumindest nur im kleinen Expertenkreis), scheint mir hier eine bedeutende Lücke in der öffentlichen Diskussion zu liegen. Ich möchte deshalb an dieser Stelle anregen, verstärkt auch mit den Mitteln der Presse eine solche Diskussion in Gang zu setzen und auf einen möglichst raschen Austausch der konventionellen Bremsbeläge gegen asbestfreie zu drängen.

Mit freundlichen Grüßen
Mario de Simon, Düsseldorf 30

Personalien

VERANSTALTUNG

Oberstleutnant **Andreas Lukáczy**, Chef des Stabsmusikkorps der Bundeswehr, hat mit 120 Mann seines Orchesters, das vor allem auch für protokollarische Anlässe in Bonn zur Verfügung steht, eine erfolgreiche Konzerttournee durch die Vereinigten Staaten von Amerika hinter sich gebracht. Streckenweise begleitete das Bundeswehrorchester auch Bundespräsident **Karl Carstens**, der am Wochenende seinen Staatsbesuch in den USA beendet hat, so am 6. Oktober beim Staatsbankett in Philadelphia. Die Konzertreise führte unter anderem nach Washington, Houston, Texas und Detroit. Bei Konzerten auf öffentlichen Plätzen lauschten der Bundeswehr und ihren Klängen bis zu 5000 Menschen. Das Jahreskonzert in Bonn, in dem Zelt vor der Beethovenhalle, findet am 18. November statt.

*

„Wider teuflische Sachzwänge" sei auch Nordrhein-Westfalens Ministerpräsident **Johannes Rau** erfolgreich zu Felde gezogen, meint das „Freie Deutsche Kartoffelkuratorium". Es einigte sich jetzt darauf, dem NRW-Landesvater am 16. Dezember die „Goldene Kartoffel 1983" zu verleihen. Vorsitzender des Kuratoriums ist Dr. **Rolf Breitenstein**, seinerzeit Redenschreiber bei dem früheren Bundeskanzler **Helmut Schmidt** und heute Leiter der Politischen Abteilung in der deutschen Botschaft in Neu-Delhi. Die „Goldene Kartoffel" erhielten bisher Außenminister **Hans-Dietrich Genscher** und der frühere deutsche Botschafter und ehemalige ZDF-Intendant **Karl-Günter von Hase**. Rau erhält eine gefriergetrocknete Kartoffel schwebend in Acryl gegossen.

EHRUNGEN

Jacques Chirac, Bürgermeister von Paris und Oppositionsführer der Gaullisten, erhält bei seinem Deutschlandbesuch in dieser Woche die „Niederrhein-Eule". Die Bronze-Figur, Nachbildung einer Plastik aus dem dritten Jahrhundert, die in einem römischen Grab gefunden wurde, bekam als erster **Helmut Kohl**. Das Präsent der niederrheinischen CDU symbolisiert „Weisheit".

*

Professor **Karl Hasel** aus Freiburg wird für seine forstwissenschaftlichen Arbeiten mit dem Wilhelm-Leopold-Pfeil-Preis der Hamburger Stiftung F. V. S. ausgezeichnet. Der mit 20 000 DM dotierte Preis wird am 19. Oktober in der Freiburger Universität überreicht. Die wissenschaftlichen Arbeiten von Karl Hasel wurden Grundlage zur Neugestaltung von Forst- und Naturschutzrecht.

PARLAMENT

Im Bundestag gibt es jetzt einen Ausschuß mehr, insgesamt 21. Unter Vorsitz des Berliner SPD-Abgeordneten **Peter Mitzscherling** konstituierte sich der Ausschuß „Beirat für handelspolitische Fragen", dem drei CDU/CSU-Abgeordnete, zwei SPD-Parlamentarier, ein FDP-Abgeordneter und ein Grüner angehören. Der Ausschuß wird sich mit Fragen der Handelspolitik und auch mit dem Interzonen- und Ostblockhandel befassen.

Hans Weigels politische Satire als TV-Spiel

Vegetarier an der Macht

Als Hans Weigels Roman „Der grüne Stern" 1976 nach 30 Jahren wieder aufgelegt wurde, nannten Kritiker ihn einhellig eine wichtige Reprise, ein zeitgeschichtliches Dokument ohne das geringste Körnchen Staub. In der Schweizer Emigration 1940 hatte der heute 75jährige Wiener Kritiker und Schriftsteller diese Parabel über die Verführbarkeit und Verfügbarkeit der Menschen geschrieben.

Der Schauplatz ist ein imaginäres Land. *Gottfried Hofer*, gescheitert, aber um so ehrgeiziger, macht in der Hauptstadt politische Karriere. Er schließt sich einer vegetarischen Vereinigung an, betreibt systematisch PR für sie, nimmt andere Gruppierungen für die Ziele des Vegetarismus ein, so auch den Tierschutzverein.

Der grüne Stern – ZDF, 21.20 Uhr

Die Vegetarier avancieren zur politischen Macht, Hofer zieht in den Stadtrat ein. Das Anti-Fleisch-Gesetz wird erlassen, die Metzger gehen in den Untergrund. Wie der Zauberlehrling kann Hofer die von ihm selbst entfesselten Kräfte schließlich nicht mehr stoppen. Anfangs hat er an die vegetarische Idee selbst nicht geglaubt, doch dann reißt sie ihn fort, bis er schließlich von seiner Berufung überzeugt ist. Aber der Spuk endet schlagartig, als dem zum Diktator emporgestiegenen Hofer ein tödliches Mißgeschick zustößt. Sein Regime bricht zusammen.

Der Autor Weigel merkt zu seinem Werk an: „Der Roman ‚Der grüne Stern', durch eine Antivivisektions-Initiative im Kanton Basel-Stadt angeregt, war zwar durchaus als eine satirische Ablehnung jeglicher Diktatur gedacht; das Modell aber waren unverkennbar Adolf Hitler, seine ‚Bewegung', sein Reich, seine Politik. Dies wurde auch allgemein von der Presse und den Lesern erkannt. Ob sie ihn priesen oder ob sie Einwände hatten (‚zu früh', ‚zu oberflächlich'), sie verstanden den ‚Grünen Stern' als Bekenntnis zum Antifaschismus.

Für die Neuausgabe nach 40 Jahren habe ich der Versuchung zu einer Bearbeitung widerstanden, obwohl mir etliche Partien der Wiederholung bedürftig scheinen. Aber ich denke, daß die Urform der vierziger Jahre bewahrt bleiben soll."

In der Gemeinschaftsproduktion des Österreichischen Fernsehens (ORF) und des Zweiten Deutschen Fernsehens hat Heide Pils (Buch und Regie) die Handlung der Satire in eine moderne Beton- und Plastikwelt verlegt, die nicht zu lokalisieren ist. So gewinnt die utopische Parabel in der Filmfassung kafkaeske Bedrohlichkeit und zeitlose Gültigkeit. hel.

KRITIK

Hard-Rock bis zum Überdruß

Die ersten Musikfans hatten sich schon drei Stunden vor Beginn des **13. WDR-Rockpalastes** am Samstagabend vor den noch verschlossenen Türen der Essener Grugahalle eingefunden. In froher Erwartung einer heißen Rocknacht waren sie mit Schlafsäcken und Wolldecken sowie Kaffee, Fruchtsäften oder mit Kanistern voller Wein ausgerüstet. Der Kanadier Bryan Adams mit Band, der Engländer Elvis Costello und The Attractions sowie die amerikanische Gruppe Cheap Trick sollten dem Dutzend bisheriger Rockpalast-Nächte einen Glanzpunkt aufsetzen. Doch was dem Essener Publikum und den Millionen Hörern und Sehern in sieben europäischen Ländern – unter anderem in Ungarn – geboten wurde, war nicht erste Wahl, kein musikalischer Höhepunkt, sondern solides Musikhandwerk mit wenig Abwechslung – lupenreiner Hard-Rock im Überangebot.

Der Newcomer Bryan Adams (23) eröffnete den Abend. Er verstand es recht gut, mit harten Rhythmen die durch hohe Erwartungen und lange Wartezeit aufgestaute Energie der etwa 7000 Zuschauer in Stimmung umzusetzen. Dankbar nahmen sie sein musikalisches Tanzangebot an. Adams ist unbestrittener Mittelpunkt der Gruppe. Angetrieben von seinen „Losgehnummern" stürmt er wie ein Derwisch über die Bühne, klettert auf die gut drei Meter hohen Musiktürme und steht kurz darauf unbekümmert wieder vor dem Mikrophon. Einige Balladen wurden geschickt als Verschnaufpause für das hüpfende und tanzende Publikum zwischen die Hardrock-Stücke eingebaut. Die Jugendlichen in der Halle ließen den Musiker, der zwar für Stimmung sorgte, aber nur wenige musikalische Variationen bot, erst nach zwei Zugaben von der Bühne abtreten.

Mit hohen Erwartungen wurde gegen Mitternacht Elvis Costello begrüßt. Doch schon nach den ersten Stücken war klar, daß seine Musik das von Adams entfachte Stimmungsfeuer nicht wieder aufflammen lassen konnte. Costello, eine Mischung aus Woody Allen und einem schüchternen Büroangestellten, kam mit seinen nicht unkomplizierten Rockklängen, Liedern über Wünsche, Widersprüche und zerstörte Träume beim Publikum nicht so recht an. Trotz seiner achtköpfigen Begleitband – dabei auch zwei Sängerinnen – setzte er keine Höhepunkte, erreichte seine Musik fürs Publikum keine Fülle. Etwas erschöpft legten sich mehrere Zuschauer während des Programms schon frühzeitig im hinteren Hallenteil zur Nachtruhe. Costello wurde nach anderthalbstündigem Auftritt freundlich verabschiedet.

Die Gruppe Cheap Trick, deren große Live-Auftritte schon einige Jahre zurückliegen, versuchte die leicht abgekühlte Atmosphäre nochmals aufzuheizen. Aber der recht aggressive Sound der vier Musiker konnte nur noch einen Teil der Zuschauer gefangennehmen. Das Publikum war durch die geringe musikalische Abwechslung im gesamten Programm zu ausgelaugt und abgestumpft, um auf das frühmorgendliche Angebot von der Bühne einzusteigen. Hinzu kam die zeitweilig überhöhte Phonstärke in der Halle: Ab und an entstand ein regelrechtes Klangknäuel, aus dem die einzelnen Instrumente kaum noch herauszuhören waren.

THORSTEN GEHRKE





ARD/ZDF-VORMITTAGSPROGRAMM

09.25 Sesamstraße
(Nur über HR, NDR, RB, SFB, WDR)
10.00 Tagesschau
10.03 Die Knapp-Familie
11.45 Tagebuch
Aus der katholischen Kirche
12.00 Umschau
12.15 Weltspiegel
12.55 Presseschau
13.00 Tagesschau

ARD

14.10 Tagesschau
14.15 MM Montags-Markt
Mit Petra Schürmann
Vorgesehene Beiträge: Die einzigen weiblichen Croupiers der Bundesrepublik aus Bad Bentheim / Der Cartoonist Wilhelm Schlote stellt seine neuen Arbeiten vor / Porträt über die berühmte Puppenmacherin Käthe Kruse / Angelo Branduardi singt „Il libro" / Die Kölner Hutschöpferin Maja Majer stellt ihre flotten Kreationen vor / „Hilfe, meine Tochter ist aus dem Haus" von Rosemarie Kindler / Filmkritik: „Krieg der Sterne", 3. Teil
17.50 Tagesschau
Anschl. Regionalprogramme
20.00 Tagesschau
20.15 Glanz und Elend der Kurtisanen (8)
Letzter Teil der Fernsehserie nach dem gleichnamigen Roman von Honoré de Balzac
Buch und Regie: Maurice Cazeneuve
21.15 Kontraste
Moderator: Peter Schultze
Themen. Anwalt zwischen den Fronten – Porträt des Bevollmächtigten der „DDR"-Regierung für humanitäre Angelegenheiten, Dr. *Wolfgang Vogel / Von Jena nach* West-Berlin – Erfahrungen ehemaliger „DDR"-Bürger in der westlichen Friedensbewegung / Die UNO nach Berlin? – Chancen einer politischen Utopie / Ungarns Wirtschaftsreformen – Modell für den Ostblock? / Kommt erst das Fressen, kommt auch die Moral ... – Die „DDR" aktiviert ihre Landwirtschaft
22.00 Der nächste, bitte!
5. Folge: Eine glückliche Familie
22.30 Tagesthemen
23.00 Das Nachtstudio
Sehnsucht der Frauen (Wh.)
Schwedischer Spielfilm (1952)
Buch und Regie: Ingmar Bergman
00.35 Tagesschau

ZDF

16.00 heute
16.05 Mathematik und Experiment
5. Folge: Teilchen und Welle – zwei gegensätzliche Modelle?
(Wh. von 1975)
Anschl. heute-Schlagzeilen
16.35 Heiter bis wolkig (Wh. von 1978)
3. Folge: Keine guten Sitten
Regie: Werner Reinhold
17.00 heute/Aus den Ländern
17.15 Tele-Illustrierte
Das aktuelle Thema – Der gute Rat – Sport – Unterhaltung
17.50 Die Straßen von San Francisco
Clints letzter Ritt (Wh. von 1975)
Anschl. heute-Schlagzeilen
19.00 heute
19.30 Hitparade im ZDF
20.15 Kinder Kinder
Ich will raus von zu Haus
Von Reinhold Schnatmann
„Ich halte es hier nicht mehr aus! Ich will raus!" *Tanja (17) knallt die* Wohnungstür hinter sich zu. Die Mutter ist fassungslos. War sie nicht immer wie eine Freundin zu ihrer Tochter? Und nun plötzlich *soll das alles vorbei sein?*
Diese und ähnliche Erfahrungen machen Eltern, wenn ihre Kinder größer werden, ihren eigenen Weg gehen wollen. Die Fachleute *nennen diesen oft für Kinder und* Eltern gleichermaßen schmerzlich ablaufenden Prozeß „Ablösung". Erst eine Ablösung der Kinder von ihren Eltern schafft die Voraussetzung *dafür*, daß *die Kinder auf* dem Weg zum Erwachsenwerden sich neue Partnerbeziehungen aufbauen können ...
21.00 heute-journal
21.20 Der grüne Stern
Fernsehspiel nach dem gleichnamigen Roman von Hans Weigel
Buch und Regie: Heide Pils
22.50 Zeugen des Jahrhunderts
Heinrich-Maria Ledig-Rowohlt im Gespräch mit Alexander U. Martens
00.10 heute

III.

WEST

18.00 Telekolleg
Deutsch (42)
18.30 Sesamstraße
19.00 Aktuelle Stunde
20.00 Tagesschau
20.15 Gesichter im Schatten
Englischer Fernsehfilm
21.35 Hidalgo
Zeichentrickfilm
21.45 Landesspiegel
Hier baut die Stadt – privat
22.15 Anruf erwünscht
Gewaltfreie Aktionen – Ziviler Ungehorsam: Friedensbewegung zwischen Recht und Unrecht
Tel.: 02 21 / 28 71
00.15 Letzte Nachrichten

NORD

18.30 Mensch, ärgere dich doch! (5)
Über Wut, Ärger und Aggression
19.00 Eine Klassenreise (5)
19.15 Die Sprechstunde
Parodontose – Gefahr für die Zähne
20.00 Tagesschau
20.15 Zwischen den Jahren
Sechs Lebenswege nach dem Abitur
1972–1982
22.05 Papiertheater
Der neue Kompagnon
23.05 Letzte Nachrichten

HESSEN

18.00 Sesamstraße
18.30 Spaß im Dritten
19.00 Arbeit – Beispiele für ihre Humanisierung (5)
19.30 Elternstammtisch
Chronische Krankheiten
20.00 Tagesschau
20.15 Standpunkte
21.00 Drei aktuell
21.15 Task Force Police (5)
22.05 Frankfurter Buchmesse 1983
23.05 Thema offen

SÜDWEST

18.00 Sesamstraße
18.30 Telekolleg
Für Baden-Württemberg
19.00 Abendschau im Dritten
Für Rheinland-Pfalz
19.00 Abendschau
Für das Saarland
19.00 Saar 3 regional
Für Gesamt S 3
19.25 Nachrichten
19.30 Bonanza
20.20 Magdeburg – gestern und heute
21.05 Flash Gordons Flug zum Mars
US-Filmserial von 1939
21.30 Stationierungsgebiet Südwest
anschließend (etwa 23.00 Uhr):
As other see it – Wie es die anderen sehen
Europäische Journalisten im US-Fernsehen
Thema: Abrüstung

BAYERN

18.15 Vater Rhein, Dreck allein
18.45 Rundschau
19.00 Die Thronfolgerin
Amerikanischer Spielfilm (1953)
20.45 Rundschau
21.00 Blickpunkt Sport
Reportagen – Analysen – Interviews
22.00 Z. E. N.
22.05 Sand, Kies und Uferschwalben
Expedition durch 200 Millionen Jahre Erdgeschichte
22.50 Zwei Leben an einem Faden
aus der Serie „Columbo"
24.00 Rundschau

NORD

19.00 Eine Klassenreise (6)
22.15 Papiertheater
Der neue Kompagnon
Frei nach Richard Skowronnek
Mit Stefan Wigger, Walter Buschhoff, Julia Fjorsen, Regine Lamster

...Übrigens wir wollen Sie nicht veräppeln...

Management by FRITZ®



Jetzt ist FRITZ® da! Die richtige Computer-Assistenz für den Manager.

Klarheit durch schnelle Entscheidungshilfen – das Instrument, das Führungskräften den Kopf freihält für das Wesentliche:
Die schnelle und sichere Analyse, Planung und Entscheidung.

Management by FRITZ® für Marketing-, Produkt-, Vertriebs-, Finanz- und Personalmanagement.

TA Triumph-Adler – weltweite Forschung, Entwicklung und Kooperation.

Der kürzeste Weg zu Management by FRITZ®

- per Video-Kassette mit ausführlichen Demonstrations- und Anwendungsbeispielen
- durch umfassendes Handbuch

TA TRIUMPH-ADLER
Bürokommunikation

Und so überzeugen Sie sich von „Management by FRITZ®" am besten: Sofort und ganz unmittelbar vom 17. – 21. Oktober 1983 auf der SYSTEMS in München, Halle 19, Stand 19003/19102 und Halle 23, Stand 23201/23302, oder mit nebenstehendem Kupon

Informieren Sie mich jetzt über FRITZ®:
☐ per Video-Information „Management by FRITZ®"
☐ VHS ☐ Beta ☐ video 2000 (Kaufpreis: DM 148,– per Nachnahme)
☐ durch das Sachbuch „Management by FRITZ® in der täglichen Praxis" (Kaufpreis: DM 28,– per Nachnahme)
Ausschneiden und an TA senden:
Triumph-Adler AG, Abt. VIPV, Witschelstr. 102, 8500 Nürnberg 80

Lissabon: Neuer Appell für Sacharow

dpa, Lissabon

Einem „Mord an einer einzigartigen Persönlichkeit" kommt nach Meinung der Teilnehmer des IV. Sacharow-Hearings in Lissabon die Behandlung des schwerkranken, nach Gorki verbannten Nobelpreisträgers Andrej Sacharow gleich. Nach Anhörung verschiedener Zeugen zu Sacharows Gesundheitszustand erklärten sie, für diese Lage trage der Kreml die alleinige und volle Verantwortung.

Sie *richteten* an „*alle* Intellektuellen, Wissenschaftler und Politiker sowie an alle Männer und Frauen, die guten Willens sind" den Appell, sich bei der Sowjetbotschaft ihres jeweiligen Landes für Sacharow zu verwenden.

Der sozialistische portugiesische Ministerpräsident Mario Soares bezeichnete in seiner Schlußansprache *Andrej Sacharow und Lech Walesa* sowie alle jene, die in irgendeinem Teil der Erde Opfer von Unterdrükkung seien, als „Symbole der Freiheit".

Der Kampf für die Freiheit sei global zu führen. Wer Chile und Südafrika anklage, dürfe Polen und Afghanistan oder Kuba nicht vergessen.

„Luthers Einfluß wird fehlen"

hrk. Berlin

Mit „Schwierigkeiten" und Problemen für die eigenständige Friedensbewegung der evangelischen Kirchen in der „DDR" rechnet der Bischof der Ostregion der Berlin-Brandenburgischen Kirche, *Bischof* Gottfried Forck. In einem Interview für die WDR-Sendung „Blickfeld" sagte Forck, vor allem bei einer Nachrüstung in West und Ost müsse die Kirche mit neuen Fragestellungen von staatlicher Seite rechnen.

Es sei außerdem denkbar, daß nunmehr Probleme auftauchten und behandelt werden müßten, weil nach Abschluß des Luther-Jahres der „besänftigende Einfluß" des Reformators fehle. Das Luther-Jahr in der „DDR" erreicht mit staatlichen Feiern am *9. November in der Ostberliner* Staatsoper sowie am anderen Tag auf kirchlicher Seite in Luthers Geburts- und Sterbeort Eisleben seinen Höhepunkt.

Harte Diskussionen Genscher – Gromyko

● Fortsetzung von Seite 1

außenminister. Jede Kritik an den amerikanischen Verhandlungsvorschlägen richte sich auch gegen Bonn, denn diese Vorschläge „werden von uns voll mitgetragen".

Genscher knüpfte an Formulierungen in einem Brief des amerikanischen Außenministers George Shultz mit dem Hinweis an, der Westen wünsche eine internationale Ordnung auf der Basis von allseitiger Mäßigung und Zurückhaltung. Amerikaner und Westeuropäer seien ohne Einschränkung zu einer konstruktiven Weiterführung der INF-Verhandlungen bereit, ohne jedoch ihre legitimen *Sicherheitsinteressen* zu vernachlässigen. Nachdrücklich setzte sich der Bundesaußenminister für eine Verbesserung der entscheidend wichtigen amerikanisch-sowjetischen Beziehungen ein.

Der Meinungsaustausch zwischen *Genscher und Gromyko über die Mit*telstreckenverhandlungen, der den gesamten ersten Tag der Wiener Begegnung beherrschte, ging keineswegs in einem wechselseitigen Dialog mit hinüber- und herüberfliegenden Argumenten vor sich. Vielmehr *referierte am Samstag nach einem* Mittagessen in der sowjetischen Botschaft zunächst der Bonner Außenminister mehr als eine Stunde lang. Dann antwortete der Sowjet-Außenminister etwa ebenso lange, kam aber nicht zu Ende, weil die vereinbarte *Zeit ablief und Genscher eine* Verabredung mit dem österreichischen Bundespräsidenten *Rudolf* Kirchschläger und Außenminister Erwin Lanc einhalten mußte.

Der 73jährige Gromyko, der sonst nie abends zu konferieren pflegt, *schlug überraschend eine zusätzliche* Sitzung um 20.30 Uhr in der Sowjetbotschaft vor, in der er dann noch einmal 90 Minuten lang redete. Ihm antwortete Genscher wiederum 90 Minuten lang. Dann war der Raketenteil beendet. Gestern morgen dis*kutierte man in der deutschen* Botschaft über „weitere Aspekte des Ost-West-Verhältnisses".

Gleich in seiner Eingangserklärung hatte der Bundesaußenminister die Grundelemente seiner Position zusammengefaßt: Bonn messe guten *politischen und wirtschaftlichen* Beziehungen zur Sowjetunion hohen Rang bei. Diese Beziehungen seien langfristig angelegt und konjunkturabhängig. Auch auf ökonomischem Gebiet könne die Bundesrepublik als ein verläßlicher Partner betrachtet werden. Kritisch merkte Genscher im bilateralen Bereich an, der anhaltende Rückgang der Zahl deutscher Aussiedler aus der Sowjetunion bereite weiterhin Sorgen.

Dann kam er auf die Mittelstrekkenraketen zu sprechen und benutzte zweimal die gleiche Argumentation, die er am Abend noch ein drittes Mal *wiederholte: Die Bundesrepublik* Deutschland habe sich vertraglich verpflichtet, keine Atomwaffen zu besitzen. Dadurch habe sie einen Anspruch erworben, auch nicht durch solche Waffen bedroht zu werden. Das geschehe jedoch durch die sowjetischen SS-20-Raketen: Gerade weil diese nicht auf Amerika, sondern nur auf Westeuropa gerichtet seien, stellten sie eine regionale Bedrohung dar. Solange die Bedrohung nicht beseitigt sei, habe die Bundesrepublik Anspruch auf Schutz durch ihren amerikanischen Partner.

Gromyko schien diese Argumentation ebensowenig zu beeindrucken wie Genschers Bitte, noch einmal genau die Äußerungen des französischen Staatspräsidenten François Mitterrand und des britischen Außenministers *Howe vor der UNO*-Vollversammlung zu studieren. Dort hatten beide unter bestimmten Voraussetzungen zu einem späteren Zeitpunkt die Berücksichtigung der französischen und britischen Systeme in strategische Abrüstungsverhandlungen *in Aussicht gestellt. Auf keinen* Fall, so machte Genscher klar, könnten diese Systeme in die derzeitigen Mittelstreckenverhandlungen einbezogen werden, weil sie dort nichts zu suchen hätten.

Der sowjetische Außenminister un*terstrich energisch und ins einzelne* gehend den gegenteiligen Standpunkt Moskaus. Er zeigte auch keine Neigung, den von Genscher eingehend dargestellten positiven Elementen der neuen westlichen INF-Vorschläge nachzugehen, sondern lehnte sie samt und sonders ab. Überraschenderweise verzichtete Gromyko darauf, die in Sofia beschlossenen Vorschläge der Ostblock-Außenminister zu wiederholen, die darauf hinauslaufen, die westliche Nachrüstung zu verzögern und statt dessen in Genf weiterzuverhandeln. Auch über eine letzthin von sowjetischer Seite mehrfach ins Gespräch gebrachte Unterbrechung der Genfer Verhandlungen sagte Gromyko nichts.

Andropow strafft Parolen für Oktober-Feiern

FRIED H. NEUMANN/DW. Moskau

In der Formulierung härter und weniger abgegriffen – auf diesen Nenner lassen sich die Parolen zur Feier der 66. Wiederkehr der Oktoberrevolution bringen, die von der sowjetischen Presse gestern für die Parade am 7. November veröffentlicht wurden. *Die Zahl der sogenannten* „Losungen" ist von den bisher üblichen 85 auf 61 herabgesetzt worden. In dieser Straffung kommt der veränderte Stil von Parteichef Jurij Andropow zum Ausdruck, der im Gegensatz zu seinem Vorgänger Leonid Breschnew weder eine Inflation der Worte noch den öffentlichen Kult um seine Person schätzt.

Auch in früheren Jahren mangelte es nicht an Feiertagsparolen, die zu besseren Wirtschaftsleistungen auf*riefen.* Diesmal aber konzentrieren sich die Appelle auf die Probleme des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, die höhere Arbeitsproduktivität und die bessere Qualität. Solche Forderungen werden nach den üblichen Lobsprüchen auf Partei und Sowjetvolk schon an sechster Stelle genannt. Ein Lieblingswort der Propaganda während der Breschnew-Ära lautete: „Die Wirtschaft muß wirtschaftlich sein." Die leere Worthülse wurde jetzt gestrichen und durch die Aufforderung ersetzt: „Der Wirtschaft eine intensive Entwicklung!" Sie kennzeichnet das vorrangige Ziel der neuen Parteiführung.

Vorrangig wurde auch eine Formulierung plaziert, die der „Einheit und brüderlichen Freundschaft" der sowjetischen Völker gewidmet ist – ein *Hinweis auf die Empfindlichkeit der* nationalen Frage in der Sowjetunion, der sich Andropow deutlicher bewußt ist als sein Vorgänger. Im vergangenen Jahr war das Thema verharmlost und beiläufig in die blumige Formulierung gekleidet worden: „*Möge unsere große multinationale* Heimat noch stärker, reicher und schöner werden!"

Dem „proletarischen Internationalismus" wurde das Wort „sozialistisch" hinzugefügt. Dies weist nach Ansicht von Beobachtern auf den Willen des Kreml hin, die antiimperialistische Front auf nichtkommunistische Kräfte auszudehnen. Hatte es 1982 noch plakativ „Nein zum Atomkrieg" geheißen, so lautet die Parole jetzt: „Verstärkt eure Anstrengungen im Kampf zur Verhinderung einer atomaren Katastrophe."

Kohl zog bei Fahd enge Grenzen für Rüstungsexport

MANFRED SCHELL, Bonn

Bundeskanzler Helmut Kohl hat in seinen vertraulichen Gesprächen mit dem saudiarabischen König Fahd die Grenzen für deutsche Rüstungsexporte enger gezogen, als dies bisher in der Öffentlichkeit angenommen worden ist. Die Erklärungen, die nach den Unterredungen mit König Fahd und Verteidigungsminister Prinz Sultan in Dschidda abgegeben worden sind, hatten zu der Schlußfolgerung geführt, mit Ausnahme des Kampfpanzers „Leopard 2" könne über alles geredet werden. *Dem ist* offensichtlich nicht so.

Nach Informationen der WELT hat der Bundeskanzler bei *dem* „Angebot", das er den Saudis unterbreitete, zum Beispiel die Lieferung von U-Booten ausgenommen. Die saudiarabische Regierung, dies ist bekannt, will vier U-Boote kaufen. Im wesentlichen bezieht sich der Vor*schlag Bonns für Rüstungsexporte* auf den Flakpanzer „Gepard" und moderne elektronische Systeme zur Luftraumüberwachung. In dem gemeinsam in Dschidda herausgegebenen Kommuniqué heißt es, die Saudis würden entsprechend ihrer „Bedürfnisse" das Angebot der Bundesregierung prüfen. Jetzt liegt es an der saudiarabischen Expertengruppe, die noch vor Jahresende in Bonn und mit Rüstungsfirmen Gespräche führen will, zu prüfen, ob die zur Auswahl stehenden deutschen Waffen überhaupt in ihr Militärkonzept passen. Es könne durchaus sein, so hieß es in Regierungskreisen, daß die Saudis überhaupt keine Waffen aus der Bundesrepublik Deutschland beziehen würden, weil diese in anderen Ländern zu günstigeren Konditionen zu kaufen seien.

Deutlich machen, „was geht"

Bundeskanzler Helmut Kohl hat, wie jetzt bekannt wurde, in einem mehrstündigen Nachtgespräch mit König Fahd von sich aus das heikle Thema des Rüstungsexports angesprochen und die Diskussion mit der Aussage eröffnet, er wolle das, was er zusage, auch einhalten können. Und deshalb wolle er in aller Offenheit deutlich machen, „was geht und was nicht geht". Aus der beiderseitigen Sicherheitslage heraus sei Bonn grundsätzlich zu einer Zusammenarbeit und auch zu begrenzten Rüstungsexporten bereit. Aber der Leopard-Panzer, so erläuterte Kohl vor allem unter Hinweis auf die innenpolitischen Widerstände, könne nicht geliefert werden. Auch den Saudis, so warb Kohl um Verständnis, sei nicht geholfen, wenn er Zusagen mache oder Hoffnungen bestehen lasse, die nicht realisiert werden könnten.

An dieser Unterredung nahmen neben König Fahd und Verteidigungsminister Prinz Sultan auch Kron*prinz Hassan und Außenminister* Saud teil. Kohl hatte seinen Wunsch für eine Gesprächsrunde in diesem Kreis schon bei seiner Ankunft in Dschidda durch Ministerialdirektor Horst Teltschik vom Bundeskanzleramt den Saudis übermitteln lassen. Damit wollte Kohl sicherstellen, daß diese Thematik im Beisein aller Verantwortlichen auf saudiarabischer Seite behandelt wird. Einzelunterredungen hätten das Risiko von Akzentverschiebungen mit sich gebracht.

Hätten Saudis Schmidts „Wort"?

Vor allem König Fahd stellte die *Frage an Kohl, warum Bonn dem* Export des Leopard-Panzers nicht zustimme. Schon im Vorfeld des Kanzlerbesuchs hatten die Saudis erklärt, sie hätten das „Wort" des früheren Bundeskanzlers Helmut Schmidt dafür. Auch einen diesbezüglichen *Brief Schmidts soll es geben, der aber* nicht in den Akten des Bundeskanzleramtes ist. Schmidt hat, wie andere Regierungschefs es auch tun, ein eigenes Archiv geführt und es nach seinem Sturz mitgenommen, so daß die heutige Bundesregierung nichts *über die Existenz oder Nichtexistenz* eines solchen Schreibens sagen kann. Schmidt selbst, so hieß es, habe auch nicht von sich aus einen solchen Vorgang zu Kenntnis gebracht.

König Fahd verwies darauf, Saudi-Arabien wolle den Frieden. Dies habe *es mit seiner Haltung im Libanon*-Konflikt und auch dem in Fes verabschiedeten Friedensplan unter Beweis gestellt, in dem im Prinzip die Existenz Israels anerkannt werde. Die Waffen dienten ausschließlich Verteidigungszwecken. Im Hinblick auf den „Leo 2" meinte der König, sein Land brauche dieses gute Waffensystem, „und euch nützt es". Kohl blieb dennoch bei seiner ablehnenden Haltung. Die Saudis ihrerseits erkannten trotz der Enttäuschung an, daß Kohl eine klare und zuverlässige Regelung wünscht.

Rom und Athen sollen Frieden im Schuf überwachen

AP, Beirut

Die libanesische Regierung hat gestern Italien und Griechenland offiziell um die Entsendung von 400 Soldaten nach Libanon ersucht, die den vor drei *Wochen vereinbarten* Waffenstillstand überwachen sollen. Die von Vertretern aller Bürgerkriegsparteien besetzte Waffenstillstands-Kommission hatte sich Samstag einstimmig darauf geeinigt, diese beiden Länder mit der Beobachtung des Waffenstillstandes in den Schuf-Bergen zu betrauen, wo sich christliche und drusische Milizen heftige Gefechte geliefert hatten.

Zu einem Zwischenfall kam es gestern im 68 Kilometer südlich der *Hauptstadt Beirut gelegenen Naba*tije. Dort schossen israelische Soldaten in eine Menge von Schiiten, die gerade das Aschura-Fest feierten. Nach libanesischen Rundfunkberichten sind dabei zehn bis 15 Menschen verletzt worden, was jedoch von der israelischen Seite bestritten wurde. Nach Darstellung des staatlichen Radio Libanon kam es zu dem Zwischenfall, nachdem von unbekannter Seite Schüsse auf einen durch Nabatije fahrenden israelischen Militärkonvoi abgegeben worden waren.

Gibt Thatcher Peking nach?

dpa, London

Die britische Premierministerin Margaret Thatcher ist, wie gestern „The Sunday Telegraph" meldete, bereit, der Volksrepublik China bei den Verhandlungen über die Zukunft der britischen Kronkolonie Hongkong weitgehende Zugeständnisse zu machen. Nach Informationen der Zeitung hat der britische Botschafter in Peking, Sir Percy Cradock, neue Instruktionen erhalten, um die bis*lang festgefahrenen Gespräche am* kommenden Mittwoch wieder in Gang zu bringen.

Nach Meinung informierter chinesischer Kreise wolle Frau Thatcher die Souveränitätsrechte abtreten, falls sich China im Gegenzug bereit erkläre, die wirtschaftliche Unabhängigkeit und Zukunft Hongkongs und einen verminderten britischen Einfluß auf die Geschicke der Kronkolonie zu akzeptieren. China sei bereit, eine lokale Verwaltung Hongkongs durch Hongkong-Chinesen zu akzeptieren.

Das Ganze von vorn

dos. – Die Niedersachsen tun sich schwer mit ihrer Anlage für die Wiederaufarbeitung abgebrannter Kernbrennstäbe. Vor knapp drei Wochen hat die Deutsche Gesellschaft zur Wiederaufarbeitung von Kernbrennstoffen die Genehmigungsanträge, den Sicherheitsbericht und eine Kurzbeschreibung der geplanten Anlage bei Dragahn im Landkreis Lüchow-Dannenberg öffentlich ausgelegt. Den Bürgern soll auf diese Weise die Möglichkeit gegeben werden, sich am Genehmigungsverfahren zu beteiligen und eventuelle Einwände geltend zu machen.

Die zweimonatige Auslegungsfrist wäre am 27. November abgelaufen – einem Sonntag, wie das zuständige Ministerium für Bundesangelegenheiten jetzt erkannt hat. „Sonntags nie" indes gilt nicht nur für Melina Mercouri, sondern auch für die Behörden in der Bundesrepublik. Und weil das so ist, hätten Spätstarter unter den Einspruchsuchenden vor verschlossenen Türen gestanden, wenn sie am letzten Tag Proteste formulieren wollten. Dies wiederum, so Niedersachsens Bundesratsminister Wilfried Hasselmann, entspreche „nicht voll" den Verfahrensvorschriften.

Jetzt also beginnt das Ganze von vorn. Die neue Auslegung beginnt am 28. Oktober und dauert bis zum 27. Dezember. Die zwischenzeitlich bereits erhobenen Bedenken müssen aus „zwingenden Rechtsgründen" wiederholt werden. Die Schieflage bei der Termingestaltung hat die Gesellschaft dazu genutzt, einen „geänderten Lageplan der Anlage" vorzulegen. Möglicherweise fallen dem Betreiber weitere Verbesserungen ein. Die Einbringung wäre kein Problem: Den Behörden müßte lediglich per Dienstanweisung die Schließung zwischen Weihnachten und Neujahr nahegebracht werden.

Verpaßte Chance

HH. – „Angemessene Vorratshaltung" gehört nach Meinung von Ernährungsminister Kiechle (CSU) zu den Grundpfeilern der Ernährungssicherheit, wie er aus Anlaß des gestrigen Welternährungstages erklären ließ. Wer die Vorrats- und Überschußentwicklung in der Europäischen Gemeinschaft – etwa auf dem Milchmarkt – beobachtet, wird eine solche Äußerung als blanken Hohn empfinden. Es ist bezeichnend, daß in Kiechles Erklärung jeder Hinweis auf die EG-Agrarpolitik fehlt. Sicher handelt es sich hier um eine bewußte Unterlassung. Denn sonst hätte sich der Minister auch zu den unseligen Wirkungen dieser Politik, die aus mehreren Gründen derzeit in Brüssel auf dem Prüfstand ist, äußern müssen. Die EG schreckt nicht davor zurück, ihre Agrarüberschüsse mit kostspieligen Subventionen zu exportieren und damit zum Beispiel solche Entwicklungsländer aus dem Rennen zu werfen, die auf den Agrarexport dringend angewiesen sind.

KONJUNKTUR / Bundeswirtschaftsminister Lambsdorff eröffnete Anuga in Köln

„Es gibt Anlaß, den Pessimismus vergangener Jahre nun abzustreifen"

HENNER LAVALL, Köln

Ein insgesamt hoffnungsvolles Bild der Weltwirtschaft und der Binnenkonjunktur malte Bundeswirtschaftsminister Otto Graf Lambsdorff zur Eröffnung der Anuga '83 in Köln. Vor rund tausend Gästen aus dem In- und Ausland ließ er allerdings keinen Zweifel daran, daß der Weg dennoch steinig bleibt. Dennoch gibt es nach Ansicht des Ministers genügend Anlaß, den Pessimismus vergangener Jahre abzustreifen.

Die Erholung der Weltwirtschaft, sagte Lambsdorff, werde sich fortsetzen. Einmal weil sich wichtige wirtschaftliche Rahmenbedingungen verbessert hätten, zum anderen weil gravierende Fehlentwicklungen abgebaut worden seien. So habe sich das Inflationstempo weltweit verlangsamt und auf den Ölmärkten könne eine Entspannung festgestellt werden. „Die erheblichen außenwirtschaftlichen Ungleichgewichte haben sich insgesamt verringert", stellte der Bundeswirtschaftsminister fest, ließ aber gleich eine Reihe von Risiken folgen um vor zu großem Optimismus zu warnen. Dazu zählten die internationale Verschuldungskrise, die hohen Zinsen und die weltweit grassierende Neigung, sich gegen außenwirtschaftliche Störungen abzuschotten.

Aber auch hier deuteten sich nach den bisherigen Erkenntnissen Lichtblicke an. „Das Verschuldungsproblem", so der Minister, „wird durch die Belebung der Weltkonjunktur wesentlich entschärft". Auch dem Protektionismus könne dadurch mehr Widerstand entgegengestellt werden. Und was die hohen Zinsen angehe, gebe es Hoffnung, wenn politische Krisen vermieden werden könnten. Denn, so stellte Lambsdorff klar, „die Fundamentals sprechen für eine internationale Abwertung des Dollar". Andere Währungen würden dadurch mehr Spielraum erlangen, sich von den US-Zinsen zu lösen.

Der Durchbruch zu einem dauerhaften Aufschwung sei allerdings noch nicht geschafft. Gerade die deutsche Stahl-, Kohle- und Werftenindustrie muß nach Ansicht von Lambsdorff durch den strukturellen Anpassungsprozeß hindurch. Dies gelte auch für andere Industriezweige in der Bundesrepublik. Die Bonner Regierung sei zwar bereit, einen solchen Prozeß sozial zu flankieren, wolle aber den Unternehmen nicht Konzepte vorschreiben. Alle Erfahrung zeige, daß staatliche Unternehmensbeteiligung „zu allem Möglichen führt, nur nicht zu besseren wirtschaftlichen Ergebnissen". Dies habe sich leider vor allem gegen Ende des vergangenen Jahrzehnts viel zu oft als richtig erwiesen.

Die Unternehmen dürften sich dem Druck, die Anpassung zu vollziehen, nicht dadurch entziehen, daß sie den Staat mit in die unternehmerische Pflicht nehmen wollen. Diese Haltung der Bundesregierung, die Lambsdorff als „Politik der positiven strukturellen Anpassung" bezeichnete, habe so erfolgreich funktioniert, daß die Bundesrepublik heute neben den USA, Kanada, Japan und Großbritannien eine wirtschaftliche Belebung erfahre:

– Nach fast zweijähriger Stagnation und anschließendem scharfem Produktionsrückgang haben sich Produktion und Kapazitätsauslastung seit der Jahreswende deutlich erhöht. Es werden nicht mehr rote, sondern schwarze Zahlen geschrieben.

– Zu Beginn des Jahres war von einem Nullwachstum ausgegangen worden. Jetzt bestehen gute Chancen, 1983 ein reales Wachstum von einem Prozent zu erreichen.

– Am Arbeitsmarkt ist eine Besserung erkennbar. Auch die Kurzarbeit hat sich deutlich verringert.

– Die Nachfrage bei der Industrie ist aufwärts gerichtet. Die Bestellungen des Inlands lagen im Juli/August real und saisonbereinigt um sechs Prozent höher als im September/Oktober 1982, dem Tiefpunkt der Entwicklung. Auch der private Verbrauch hat trotz nicht mehr steigender Realeinkommen kräftig zugenommen.

– Die Verbraucherpreise werden 1983 voraussichtlich nur drei Prozent höher liegen als im Vorjahr.

– Die Ertragssituation der Unternehmen hat sich erheblich verbessert, nicht zuletzt aufgrund situationsgerechter Lohnabschlüsse.

US-AKTIENMÄRKTE

Volcker stiftet Verwirrung, aber Kursrekorde in Sicht

H.-A. SIEBERT, Washington

US-Notenbankchef Paul Volcker sorgt immer wieder dafür, daß an den amerikanischen Aktienmärkten die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Seine Erklärung auf der Jahrestagung des amerikanischen Bankenverbandes in Honolulu, Hawaii, bei der Geldversorgung habe die Inflationsbekämpfung und nicht das wirtschaftliche Wachstumstempo Vorrang, trieb sofort die Zinsen hoch. Die Folge war ein Wechselbad, wie es die Börsianer während der nun 14 Monate dauernden Hausse selten erlebt haben.

Nach dem neuen Rekord – 1284,65 Punkte – am vergangenen Montag fiel der Dow-Jones-Industrie-Index in den Keller, die mageren Gewinne zum Wochenschluß machten die Verluste nicht wett. Der große Verlierer war IBM, verstärkt hat sich die Konsolidierung zugunsten zyklischer Papiere wie Stahl, Aluminium und Chemie. Im Wochenverlauf sackte der „Dow" um 8,63 (Freitag: 2,14) auf 1263,52, der breitgestreute Nyse-Index um 0,72 (0,02) auf genau 98 Punkte.

Das Hin und Her spiegelt die Unsicherheit unter den Anlegern, die jedoch in diesem Grade nicht gerechtfertigt ist. Das zeigte sich am Freitag, als das Federal Reserve Board einen weiteren Rückgang der Geldmenge M1 (Bargeld und Sichteinlagen) um 1,1 Milliarden Dollar meldete. Auch die größeren Aggregate liegen innerhalb der Zielkorridore, was jahrelang nicht vorgekommen ist. Die Notenbank hat zweifellos mehr Manövrierraum. Vermutlich wollte Volcker nur die von den US-Rekordhaushaltsdefiziten ausgehende Inflationsfurcht dämpfen. Für das Gesamtjahr 1984 sagt eine wachsende Zahl amerikanischer Nationalökonomen bereits ein Anziehen der Verbraucherpreise um sieben bis acht Prozent voraus.

Aber so weit ist es noch nicht: Nach Angaben des Arbeitsministeriums in Washington erhöhten sich in den USA die Herstellerpreise im September nur um 0,2 (August: 0,4) Prozent. Seit Jahresfrist beträgt das Plus 1,4 (Verbraucherpreise: 2,6) Prozent. Die verlangsamte Teuerung reflektiert den im Sommer etwas abgemilderten Konjunkturboom.

Auch sonst müßten die Weichen für ein Durchbrechen des „Dow" der 1300-Marke gestellt sein. Wie das „Fed" mitteilte, hat sich die Industrieproduktion im letzten Monat wieder beschleunigt, und zwar um 1,5 Prozent, verglichen mit 1,2 und 2,2 Prozent im August und Juli (nach oben revidiert). Mit 153,7 hat der Index den Höchststand von Juli 1981 – 153,9 – fast erreicht. Einen anhaltend kräftigen Aufschwung signalisiert überdies die Zunahme der Einzelhandelsumsätze im September um 1,6, der Lagerbestände im August um 1,2 und der Ratenkredite im selben Monat um 11,25 Prozent (Jahresrate) oder netto 3,4 Milliarden Dollar.

Tagesgeld verbilligte sich Freitag von 9,51 auf durchschnittlich 9,20 Prozent. Daraufhin fiel der Dollar nachbörslich am New Yorker Platz auf 2,5795 Mark, verglichen mit 2,6180 Mark in Europa.

Stahl in der Sackgasse

Von JOACHIM GEHLHOFF

Die für die Staatskasse billigste Lösung wurde verpatzt. Die Wirtschaftspolitik taumelt beim Stahl in eine Sackgasse, in der alles Weitere fürchterlich teuer wird. Das wird das Fazit sein, wenn bis Mittwoch dieser Woche das allerletzte Aufgebot der Argumente nichts anderes ergibt als den negativen Ausgang der eigentlich schon entscheidenden Bonner Gesprächsrunde vom letzten Donnerstag.

Die seit Jahresfrist mühsam verhandelte Stahl-Großfusion der Konzerne Krupp und Thyssen ist dann endgültig gescheitert. Und gescheitert ist damit auf zunächst unabsehbare Zeit die Chance, den wichtigsten Zweig der heimischen Grundstoffindustrie nicht zum teuren Dauer-Kostgänger des Steuerzahlers verkommen zu lassen.

Diese Schreckensvision wird nun realistisch. Die Krupp/Thyssen-Fusion, gut ein Drittel des deutschen Stahlpotentials, sollte mit Pilotfunktion der erste Schritt sein zum Aufbruch der deutschen Stahlindustrie in neue und kostengünstigere Strukturen. Dies als Akt einer Total-Ausschöpfung noch möglicher Privatunternehmer-Selbsthilfe in der vom Subventionswahnsinn anderer und fast nur noch staatlicher EG-Stahlkonzerne auf nun schon neun Jahre ausgedehnten europäischen Stahlkrise. Die weiland drei Stahlmoderatoren, branchenkundig und zweifelsfrei neutral, hatten dafür Anfang dieses Jahres ihr beeindruckendes und bis hinauf zum Bundeskanzler mit viel Beifall bedachtes Konzept vorgelegt:

Kostengünstige Konzentration auf je zwei Unternehmensgruppen im Flach- und Profilstahlbereich, Mobilisierung eines jährlichen Rationalisierungspotentials von etwa drei Milliarden Mark und staatliche Einmal-Starthilfe dazu in gleicher Höhe. Das alles unter dem „sozial verträglichen" Aspekt, daß von Hamburg und Bremen bis zu Oberpfalz und Oberrhein kein deutscher Stahlstandort wegrasiert wird – dies als Konzession an die nun einmal gegebenen landespolitischen Realitäten in unserem Bundesstaat.

Mindestens eine halbe Milliarde Mark Rationalisierungspotential pro Jahr sollte (und könnte) die Krupp/Thyssen-Fusion nach diesem Moderatorenkonzept bringen. Dazu den Anstoß für die weit schwierigere Parallel-Stahlfusion der Konzerne Hoesch, Klöckner und Salzgitter. Und am Ende Unternehmensgebilde, die aus gebündelter eigener Finanzkraft ihre Kapazitäten ohne Staatshilfe auf der Höhe des technischen Fortschritts halten können.

Die Erinnerung an diese Grundzüge des Moderatorenkonzepts ist auch jetzt noch wichtig, wichtiger jedenfalls als Spekulationen darüber, ob denn wohl Thyssen mit hartnäckigem Pochen auf Einräumung einer öffentlichen Schuldbuchforderung von 1,5 Milliarden Mark zugunsten der ausgehöhlten Krupp-Substanz die Hürde für die Fusion arglistig so extrem hoch gemacht habe, weil der Branchenführer die Fusion im Ernst gar nicht mehr wolle. Spekulationen, die sich um die Tatsache ranken, daß Bonn mit Zähneknirschen allenfalls nur gut ein Fünftel dieser 1,5 Milliarden „haushaltsneutraler" Zusatzhilfe geben will und daß auch die bundeseigene Wirtschaftsprüfungsgesellschaft „Treuarbeit" (wie Krupp) weniger als die Hälfte der 1,5 Milliarden Mark für nötig hält. Denn man könne ja, testieren die „Treuarbeiter", Ertragswertvorteile auf der Krupp-Edelstahlseite und den künftigen Rationalisierungserfolg der Fusion schon heute in der Verschmelzungsbilanz als Substanz „kapitalisieren" und damit die Fusionshürde für Bonn übersteigbar machen. Doch das Risiko, daß solche „Kapitalisierung" künftiger Erträge auch vom Markt bestätigt wird, tragen allemal die Unternehmer und nicht die Wirtschaftsprüfer. So einfach ist das.

Kompliziert wird, was nach dem Scheitern der Krupp/Thyssen-Fusion in der deutschen Stahlindustrie heraufzieht. Einerseits Alleingänge aller Unternehmen mit um so drastischerem weiterem Personalabbau. Andererseits die Tatsache, daß kein Unternehmen (vielleicht mit der einzigen Ausnahme des Branchenriesen Thyssen) *ohne ständige Staatshilfe* noch ausreichend investieren kann. Zusätzliche Milliardenhilfe für anders nicht realisierbare Erneuerungsinvestitionen fordert da selbst *der* auf Alleingang schwörende Hoesch-Konzern.

Das Ende vom Lied werden viele Fälle à la Arbed-Saarstahl sein, wo die staatliche Überlebenshilfe schon ebenso groß *ist* wie die für die Branche überhaupt gedachte Einmal-Staatshilfe von drei Milliarden Mark. Denn aus industrie- wie strukturpolitischen Gründen kommt keine Bundesregierung um die Bewahrung eines ausreichenden heimischen Stahlpotentials herum. Wer da jetzt beim Befreiungsschlag in neue Stahlstrukturen spart, setzt also eine bald vielmals größere Subventionslawine in Gang.

AUF EIN WORT



„Fortschritt ist nötig. Er darf allerdings nicht schlechthin mit Wachstum gleichgesetzt werden. Der Fortschritt der Zukunft muß darin bestehen, mit weniger Wachstum im Sinne von Verbrauchszuwächsen an Energie und Rohstoffen auszukommen und trotzdem den Wohlstand für alle Menschen zu sichern."

Constantin Freiherr Heereman von Zuydtwyck, Präsident des Deutschen Bauernverbandes

FOTO: JUPP DARCHINGER

Senkt Japan den Diskontsatz?

dpa/VWD, Tokio

Die japanische Zentralbank wird voraussichtlich am Freitag begleitend zu der Verabschiedung eines neuen Konjunktur- und Importprogramms der Regierung den Diskontsatz von 5,5 Prozent um ein halbes Prozent senken. Wie die japanische Presse berichtet, hat die Bank von Japan einen entsprechenden Beschluß gefaßt. Die endgültige Entscheidung soll davon abhängen, ob sich die Stabilisierung des Yen-Kurses in den nächsten Tagen an den internationalen Devisenbörsen fortsetzt. Die japanischen Handelsüberschüsse haben in der ersten Hälfte des laufenden Haushaltsjahres mit 12,6 Milliarden Dollar (rund 33 Milliarden DM) ein neues Rekordhoch erreicht. Wie es heißt, soll im Interesse der weiteren Stärkung des Yen durch eine Revision des Devisen- und Außenhandelsgesetzes auch der Zufluß von Auslandskapital nach Japan gefördert werden.

EG-FINANZLAGE

Die Kommission sucht Rückendeckung bei Politik

WILHELM HADLER, Brüssel

Die Europäische Gemeinschaft wird sich zu weiteren Einsparungen im Agrarbereich durchringen müssen, wenn sie mit ihren Haushaltsmitteln bis zum Jahresende auskommen will. Das Tauziehen um die für einen Zahlungsaufschub in Betracht kommenden Sektoren sind erwartungsgemäß beträchtlich. Die EG-Kommission mußte deshalb ihre zunächst für letzten Freitag geplanten Entscheidungen auf den kommenden Mittwoch vertagen. Offenbar will sie sich am Rande der heute in Luxemburg beginnenden Ministerratssitzung auch politische Rückendeckung bei den Regierungen verschaffen.

Die in der vergangenen Woche beschlossene Suspendierung der Vorauszahlungen für Ausfuhrsubventionen und bestimmte produktgebundene Prämien und Beihilfen gilt nur bis zum 23. Oktober. Sie kann nur dann ihren Zweck erzielen, die Ausgaben zeitlich zu strecken, wenn sie bis zum Jahresende verlängert wird. Schon die als Vorsichtsmaßnahme gedachte kurzfristige Aussetzung der Zahlungen war im zuständigen Verwaltungsausschuß auf Widerstand Frankreichs und Italiens gestoßen.

Die Haushaltsexperten der EG gehen nach der Verabschiedung eines Nachtragsbudgets durch das Europa-Parlament bis zum Jahresende von verfügbaren Finanzmitteln in Höhe von 2,36 Miarden Ecu (rund 5,4 Milliarden DM) aus. Die Abschlüsse für November werden ohne neue Sparbeschlüsse auf 1,6 Milliarden, die für Dezember auf 1,3 Milliarden Ecu veranschlagt, was einem Fehlbetrag von 500 bis 600 Millionen Ecu (1,1 bis 1,4 Milliarden DM) entspricht. Eine Verlängerung der für zehn Tage beschlossenen Maßnahmen würde eine Ausgabenverlagerung von 250 Millionen Ecu (575 Milliarden DM) ermöglichen. Ein neuer Zusatzhaushalt ist ausgeschlossen, da sich die EG bereits bis auf 80 Millionen Ecu (184 Millionen DM) der Höchstgrenze ihrer eigenen Einnahmen genähert hat.

BANKENAUFSICHT

Gespräche in Berlin wurden ohne Ergebnis beendet

PETER WEERTZ, Berlin

Die Banken und Sparkassen müssen jetzt damit rechnen, daß die bisher freiwillige Regelung zur Konsolidierung der Kredite vom novellierten Kreditwesengesetz abgelöst wird. Im Mittelpunkt der gesetzlichen Regelung steht der sogenannte Grundsatz eins, nach dem die von einem Kreditinstitut gewährten Kredite nicht größer sein dürfen als das Achtzehnfache des Eigenkapitals.

Ohne Ergebnis wurden im Bundesaufsichtsamt für das Kreditwesen in Berlin Gespräche beendet, die das Kreditgewerbe auf Verhaltensregeln bei der Kreditvergabe festlegen sollte. Diese Verhaltensregeln sollten die seit einem Jahr freiwillige Informationspraxis der Kreditinstitute gegenüber der Bankenaufsicht über den Umfang der Kreditvergabe einschließlich der Tochtergesellschaften im Ausland erweitern. Die Banken waren jedoch bei diesen Gesprächen im Bundesaufsichtsamt nicht bereit, ihre Hypothekenbanktöchter einzubeziehen.

Da die Beratungen über eine Novelle des Kreditwesengesetzes weit fortgeschritten sind, wird mit einer baldigen Verabschiedung der gesetzlichen Regelung gerechnet, die alle Tochtergesellschaften im Inland ebenso wie in Luxemburg, London oder Hongkong umfaßt. Damit berücksichtigt die Bundesregierung eine Richtlinie der Europäischen Gemeinschaft, die eine Begrenzung des Kreditvolumens bis zum 1. Juli 1985 fordert. Freilich ist die Begrenzung der Kredite auf das Achtzehnfache des Eigenkapitals im Kreditgewerbe umstritten, sie dient aber dem Schutz der finanziellen Stabilität, der Einleger und der Eigentümer. In Schwierigkeiten geraten vor allem die privaten und öffentlich-rechtlichen Banken mit internationalem Kreditgeschäft.

WIRTSCHAFTS JOURNAL

500 Millionen Dollar für Argentinien

New York (dpa/VWD) – Nach Verhandlungen zwischen argentinischen Regierungsvertretern und dem aus elf Banken bestehenden Lenkungsausschuß der ausländischen Gläubigerinstitute in New York, ist die Auszahlung von 500 Millionen Dollar zum 28. Oktober empfohlen worden. Dies teilte die Citibank den mehr als 300 Gläubigerbanken in aller Welt mit. Es handelt sich um die erste Tranche eines Kredits von 1,5 Milliarden Dollar, den die Banken bereits vor längerer Zeit zugesagt hatten, aber mit der Mittelauszahlung gezögert hatten, weil Argentinien offensichtlich Probleme bei der Einhaltung von wirtschafts- und währungspolitischen Auflagen des Internationalen Währungsfonds hat. Argentinien benötigt die Mittel dringend, um 350 Millionen Dollar zurückzuzahlen, die aus einem Überbrückungskredit von 1,1 Milliarden Dollar stammen, den die Banken zum Jahresauftakt gewährt hatten.

Zahlungsaufschub für Manila

New York (dpa) – Ein Lenkungsausschuß der ausländischen Gläubigerbanken der Philippinen hat auf Wunsch des Landes den übrigen Instituten ein 90tägiges Rückzahlungsmoratorium auf die bis zum Jahresende fällig werdenden Schulden vorgeschlagen. Nach Mitteilung der Manufacturers Hannover Trust schulden die Philippinen ausländischen Gläubigern 20,8 Milliarden Dollar, wovon 9,1 Milliarden Dollar allein in diesem Jahr fällig geworden sind. Ausländischen Banken schulden die Philippinen insgesamt 12,6 Milliarden Dollar. Die Philippinen sind das erste asiatische Land, das seit dem Ausbruch der Schuldenkrise vor mehr als einem Jahr in Rückzahlungsschwierigkeiten geraten ist.

Bankenkonkurs beigelegt

Dallas (dpa/VWD) – Der zweitgrößte Bankenkonkurs in der US-Wirtschaftsgeschichte ist zum Wochenende durch die Übernahme des Zweigstellennetzes der First National Bank of Midland, Texas, durch die Republicbank Corp., Dallas, beigelegt worden. Die First National wurde durch den „Comptrojller of the Currency" für zahlungsunfähig erklärt und unmittelbar darauf an die Großbank in Dallas weiterveräußert. Die staatliche Bankenversicherung FDIC hat die 1,2 Milliarden Dollar Vermögenswerte des Institutes übernommen, wovon 314 Millionen Dollar an ausstehenden Energieanleihen als Verlust gelten. Die Republicbank zahlte 51,1 Millionen Dollar für die First National.

Höherer Sanierungsbedarf?

Saarbrücken (dpa/VWD) – Die Arbed Saarstahl GmbH, Völklingen, braucht offenbar noch wesentlich mehr Geld zum Überleben als bisher angenommen. Das Unternehmen hat in seinem Sanierungskonzept trotz eines geplanten Abbaues von noch rund 5100 Arbeitsplätzen bis zum Jahr 1986 einen zusätzlichen Finanzbedarf von mehr als 320 Millionen Mark für die nächsten drei Jahre angemeldet. Nicht eingerechnet ist dabei, wie in Saarbrücken verlautete, die von Arbed Saarstahl bereits beantragte „Finanzspritze" von 86 Millionen DM, die das Unternehmen noch für dieses Jahr braucht. Eine Entscheidung über das neue Unternehmenskonzept wird frühestens auf der Sitzung des Bundeskabinetts am 26. Oktober in Bonn erwartet.

Mit einer Stimme

Washington (Sbt.) – Die Reagan-Administration will sicherstellen, daß sie fortan nur noch mit einer wirtschaftspolitischen Stimme spricht. Alle „Top Economic Officals" des amerikanischen Schatzamtes, des wirtschaftlichen Beraterstabes, des Handelsministeriums, des Büros für Management und Budget sowie des Weißen Hauses müssen künftig ihre Redetexte und Erklärungen im Kongreß untereinander zirkulieren lassen. Auslöser war der immer heftigere Streit zwischen Präsident Reagans Chefökonom Martin Feldstein und US-Finanzminister Donald Regan über die Gefahren, die von den Rekordhaushaltsdefiziten ausgehen. Laut Feldstein müssen sie rasch abgebaut werden, weil sonst die Zinsen wieder steigen und den Aufschwung bremsen. Laut Regan läßt sich ein solcher Zusammenhang nicht beweisen. Wie durchsickerte, mußte Feldstein schon eine Rede ändern und eine andere in den Papierkorb werfen.

Weg der Kurse

	14. 10. 83	7. 10. 83
Boeing	39,875	42,875
Chrysler	31	32
Citicorp	34,375	36,50
Coca-Cola	54,25	55,25
Exxon	38,875	37
Ford Motors	68,125	66,375
IBM	131,375	132,375
PanAm	7,375	7,625
US Steel	29,375	28,75
Woolworth	38	38,875

OSTBLOCK / Bei der UdSSR hoch verschuldet

Klage über Rohstoffpreise

CLAUS HÖCKER, Berlin

Die Verabschiedung einer neuen gemeinsamen wirtschaftlichen Langzeitstrategie der Staaten des Ostblocks ist, wenn die Zeichen nicht trügen, nach mehrjährigen Gesprächen zur Entscheidungsreife gediehen. So deuten die Beiträge auf einer in Ost-Berlin abgehaltenen wissenschaftlichen Konferenz von Kombinatsdirektoren und Wirtschaftsfachleuten auf ein Ende des Diskussionsprozesses. Dort war von der abgeschlossenen Strategie der „DDR"-Staatspartei SED für die 80er Jahre die Rede. Die Planer in der östlichen

Wirtschaftsgemeinschaft RGW müssen die Weichen stellen. Es geht um die Folgerungen aus dem Niedergang der Wirtschaft Polens, um den durch die Mikroelektronik ausgelösten Strukturwandel und die Verschuldung der kleinen Länder gegenüber der Sowjetunion und den westlichen Staaten.

Ob die Zusammenarbeit im Ostblock ausgeweitet werden kann, ist angesichts der dortigen Wachstumsschwäche eine offene Frage. Allein wegen der Westschulden der kleineren Partner besteht nicht viel Spielraum für eine Steigerung des Handels innerhalb des Blocks. Hinzu kommt, daß Polen eine ungewisse Größe bleibt. Deshalb wünschen die kleineren Partner von der UdSSR primär eine verbilligte Versorgung mit Energie und Rohstoffen.

Die Führungen in der „DDR", Ungarn, der Tschechoslowakei und Rumäniens geben bilateralen Abstimmungen den Vorzug vor einer Stärkung der zentralen Entscheidungskompetenzen im RGW. Staats- und Parteichef Jurij Andropow spricht dagegen von einer notwendigen „Intensivierung der Integration" als entscheidender Voraussetzung für den Erfolg im eigenen Land. Wahrscheinlich aber ist diese Forderung ebenfalls nicht im Sinne einer Kompetenzübertragung auf RGW-Institutionen zu verstehen.

Ein Wirtschaftsgipfel, wie er im Februar 1981 auf dem Parteitag der KPdSU angeregt und mehrfach verschoben worden war, könnte nach der am Dienstag in Ost-Berlin beginnenden Jahrestagung der RGW-Ministerpräsidenten in Reichweite sein. Die neue RGW-Linie wird dann die Kleinen zu nochmals verstärkten Leistungen für die sowjetische Industrie heranziehen. Wirklichen Einfluß auf das sowjetische Wirtschaftspotential werden sie, trotz der Formeln vom hohen Integrationsniveau im RGW, weiterhin nicht erhalten.

Die Verschuldung Osteuropas gegenüber Moskau ist beträchtlich. Im vergangenen Jahr gab es einen sowjetischen Exportüberschuß von 3,6 Milliarden Transferrubel (1982: ein u-bel = 1,38 Dollar). Osteuropa konnte die höhere sowjetische Energie- und Rohstoffrechnung nicht begleichen. Der für 1976 und 1982 kumulierte Ausfuhrüberschuß gegenüber den jetzigen RGW-Ländern (1978 trat Vietnam bei) beläuft sich nach Angaben des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) auf 16,7 Milliarden Transferrubel. Größter Einzelschuldner ist Polen (3,8), vor der „DDR" (3,2), Vietnam (2,2) und Bulgarien zwei Milliarden Rubel.

Diese mangels konvertierbarer Währungen in Verrechnungseinheiten gebuchten Schulden müssen in nächster Zeit durch Warenlieferungen getilgt werden. Deshalb wünschen diese Länder von Moskau eine Änderung des im RGW geltenden Preismechanismus. Doch Andropow hat dafür wenig Spielraum. Die UdSSR kann die Ostverlagerung ihrer Wirtschaft nicht allein bewältigen. Die auf höhere Effektivität zielende Wirtschaftsreform gewährt ab 1984 zwar größere Planungsselbständigkeit in der staatlichen Industrie und höhere Verantwortung für das Betriebsergebnis. Sie ist aber sachlich und regional begrenzt und erreicht nicht den Umfang der Kombinatsreform in der „DDR", ganz zu schweigen von den marktwirtschaftlichen Elementen in Ungarn. Eine schnelle Stärkung der sowjetischen Leistung wird von ihr nicht ausgehen. (dpa)

WELTERNÄHRUNGSTAG / Regionale Unterschiede bei der Getreide-Produktion

Dritte Welt: Auf Hilfe angewiesen

HEINZ STÜWE, Bonn

Die Länder der Dritten Welt sind nach Auffassung der Bundesregierung „wahrscheinlich noch für längere Zeit" auf direkte Nahrungsmittelhilfe angewiesen, um die Ernährung der Bevölkerung sicherzustellen. Hilfsleistungen seien zwar in erster Linie für Katastrophenfälle bestimmt, darüber hinaus, richtig eingesetzt, aber auch ein geeignetes entwicklungspolitisches Instrument; zum Beispiel, wenn bei Maßnahmen zur Förderung der landwirtschaftlichen Eigenproduktion Lebensmittel als Teil der Entlohnung gegeben würden.

Das erklärte der Parlamentarische Staatssekretär im Bundeslandwirtschaftsministerium, Wolfgang von Geldern, gestern auf der zentralen Veranstaltung in der Bundesrepublik Deutschland zum Welternährungstag 1983. Dieser wird in über 150 Staaten jährlich am 16. Oktober, dem Gründungstag der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen (FAO), begangen, um die weltweiten Probleme der Ernährung stärker ins öffentliche Bewußtsein zu rufen.

Die Nahrungsmittelhilfe für die ärmsten Staaten der Welt erreicht nach Angaben der FAO derzeit knapp zehn Millionen Tonnen Getreide jährlich. Davon wird der größte Teil im Rahmen des Internationalen Weizenabkommens bereitgestellt. Es sei sicherzustellen, forderte von Geldern, daß diese Hilfe sich nicht negativ auf das Erzeugerpreisniveau, die Ernährungsgewohnheiten und den Selbsthilfewillen im Empfängerland auswirke. Die Eigenanstrengungen der Entwicklungsländer zur Erhöhung der Nahrungsproduktion müßten technisch und finanziell wirksamer unterstützt werden.

Die Bundesregierung sei sich der Schlüsselrolle der Landwirtschaft für die Dritte Welt bewußt: 27 Prozent der Zusagen im Rahmen der öffentlichen Entwicklungshilfe seien 1982 für landwirtschaftliche Projekte gegeben worden.

„Ernährungssicherheit" lautete das Motto des Welternährungstages 1983. Aus den beträchtlichen Zuwächsen der Weltnahrungsproduktion in den letzten Jahren könnte man schließen, daß dieser Zustand längst erreicht sei. Werden doch heute 30 Prozent mehr Nahrungsmittel erzeugt als vor zehn Jahren. Die Pro-Kopf-Erzeugung hat im gleichen Zeitraum weltweit um sechs Prozent zugenommen.

Auch die Tatsache, daß die Weltgetreideproduktion in diesem Jahr nach FAO-Schätzungen von 1,7 auf 1,6 Milliarden Tonnen zurückgehen dürfte, ändert nichts daran, daß die Weltnahrungsproduktion grundsätzlich ausreicht, um alle Menschen zu ernähren. Dennoch gibt es heute etwa 450 Millionen Menschen, die hungern oder unterernährt sind.

Ursache ist die ungleichmäßige geographische Verteilung der Produktion zwischen den Agrarexportländern (USA, Kanada, Australien, EG-Staaten) und der Dritten Welt. Aber auch zwischen den großen Entwicklungsregionen gibt es krasse Unterschiede: Während Asien in den letzten Jahren die größten Fortschritte in der Landwirtschaft verzeichnet, spitzt sich die Lage in Afrika immer mehr zu. Die Pro-Kopf-Erzeugung ist in den vergangenen 15 Jahren um jährlich ein Prozent gesunken, 80 Millionen von 500 Millionen Menschen sind unterernährt. 1983 wird die afrikanische Getreideernte erneut zurückgehen, von 70 auf 64 Millionen Tonnen. Am Mittwoch dieser Woche treffen sich in der FAO-Zentrale in Rom Regierungsvertreter aus Afrika und aus Industriestaaten, um die sich verschärfende Krise zu erörtern.

AG „WESER" / Schließung endgültig

Noch kein Sozialplan

W. WESSENDORF, Bremen

Die Bremer Werft AG „Weser" wird zum 31. Dezember 1983 stillgelegt. Das hat der Aufsichtsrat des weltbekannten Schiffbaubetriebes am Samstag beschlossen. Alle 2100 Mitarbeiter und 200 Lehrlinge verlieren damit ihren Arbeitsplatz. Das Volumen des Sozialplans liegt noch nicht fest. Der Aufsichtsratsbeschluß, die 138 Jahre alte Werft zu schließen, wurde gegen die Stimmen der Arbeitnehmerbank mit Ausnahme des leitenden Angestellten gefaßt. Am Freitag hatte der Aufsichtsrat der Krupp-Muttergesellschaft in Essen den gleichen Beschluß gefaßt. Nun soll Antrag auf Massenentlassung gestellt werden. Doch soll keiner der Betriebsangehörigen vor dem 31. Dezember seine Arbeit verlieren.

Die Stillegung erfolgt im Zusammenhang mit der geplanten Werftenfusion im Land Bremen. Die Unternehmen Bremer Vulkan AG und Hapag-Lloyd Werft sowie die Betriebsstätte der AG „Weser" in Bremerhaven, die Seebeck-Werft, sollen verschmelzen. Die Schließung der AG „Weser" in Bremen, so heißt es in einer Verlautbarung des Werftvorstandes, sei „aus wirtschaftlichen Gründen nunmehr unverzüglich einzuleiten".

Wie der stellvertretende Aufsichtsratsvorsitzende Walter Franke der WELT mitteilte, hat zur Aufsichtsratssitzung das Ergebnis der Wirtschaftsprüfungsgesellschaft „Treuarbeit" über die Tragfähigkeit dieses Werkstättenkonzepts noch nicht vorgelegen. Die neue Unternehmensgruppe wird mit 8000 Mitarbeitern eine der größten europäischen Schiffbaubetriebe.

Die AG „Weser" schreibt seit vielen Jahren rote Zahlen. Von 1979 bis 1981 unterstützte der Krupp-Konzern, dem die Werft zu 86 Prozent gehört, den Betrieb mit 230 Mill. DM. In Glanzzeiten baute die Werft große Tanker mit einer Tragfähigkeit bis zu 400 000 Tonnen. 1200 Schiffe wurden insgesamt gebaut, darunter auch der berühmte Passagierdampfer „Bremen" mit 51 656 BRT, der 1929 abgeliefert wurde.

Bremens Bürgermeister Hans Koschnick (SPD) will morgen mit dem Generalbevollmächtigten des Krupp-Konzerns, Berthold Beitz, über die Werftenproblematik und vor allem über den Sozialplan für die 2100 betroffenen Mitarbeiter der AG „Weser" sprechen. Der Sozialplan könne nicht vom Staat bezahlt werden, meinte Koschnick.

Polen: Schlechte Arbeitsmoral

J. G. GÖRL., Bonn

Von Polens Arbeitnehmern bleiben täglich rund 1,2 Millionen ihrem Arbeitsplatz fern, zudem befinden sich täglich 2,5 Arbeitnehmer unter Alkoholeinfluß, darunter viele am Arbeitsplatz, klagt die Warschauer Tageszeitung „Zycie Warszawy". Sie bedauert gleichzeitig, daß die Arbeitsmoral weiterhin schlecht sei. Die Zahl der tatsächlich geleisteten Stunden ist demnach – bei einer durchschnittlichen Arbeitswoche von 46 Stunden – von 37,6 auf 33,9 weiter zurückgegangen. Im ersten Halbjahr 1983 fallen auf jeden polnischen Arbeitnehmer 110,3 nichtabgeleistete; davon 14,08 unentschuldigte Stunden. Es sei normal – so heißt es – daß während der Arbeitszeit Partei- und Gewerkschaftsarbeit, Behördengänge, Einkäufe mit Schlangestehen, Autoreparaturen, Besorgungen, Reisevorbeitungen, Arztbesuche und andere Dinge privater Natur erledigt werden sowie Sport und Fitneßübungen betrieben werden.

USA / Rückgriff auf Notstandsgesetz

Weiterhin Exportkontrollen

H.-A. SIEBERT, Washington

Präsident Reagan hat nach dem Auslaufen des Export Administration Act am Freitag den Notstand im internationalen Warenverkehr erklärt, um die Lieferung hochtechnologischer Erzeugnisse wie Computer, Laser oder Mikroprozessoren in die Sowjetunion und andere kommunistische Länder zu verhindern (WELT v. 14. Oktober). Er griff dabei auf den International Economic Emergency Powers Act aus dem Jahre 1977 zurück, der zuletzt nach der Geiselnahme in Iran angewendet worden war.

Die nationale Sicherheit sei bedroht, heißt es in der Verfügung des Weißen Hauses: „Durch das Fehlen von Exportkontrollen haben Ausländer unbegrenzten Zugang zu amerikanischen Produkten, Technologie und technischen Daten." Das stellte eine außergewöhnliche Gefahr für die sicherheits- und außenpolitischen sowie wirtschaftlichen Ziele der USA dar. Unterbrochen worden wäre auch das Lizenzierungsverfahren des Handelsministeriums; die Administration befürchtete überdies Behinderungen im normalen Außenhandel. Nicht mehr legal waren am Freitag außerdem die gegenüber Kuba, Vietnam, Nordkorea, Syrien (Düsenflugzeuge) und Südafrika (Vieh-Stachelstöcke) verhängten Embargos.

Der Export Administration Act ist vom Kongreß nach dem 30. September für zwei Wochen verlängert worden. Zerstritten hat sich der Senat jedoch mit dem Weißen Haus über die Verwendung von Exportkontrollen als außenpolitische Waffe, wie sie in der verschärften Neufassung vorgesehen ist. Der Kongreß kehrt heute aus den Herbstferien zurück. Das Tauziehen kann aber noch mehrere Wochen dauern. Wie erwartet, ist der im US-Handelsministerium für den Osthandel zuständige Staatssekretär, L. Brady, zurückgetreten.

RENTENMARKT / Wieder etwas labiler

Dollar-Erholung belastet

Die labile Verfassung des Rentenmarktes hält weiter an, obwohl aus dem Inland keine belastenden Ursachen vorliegen. Zum Wochenende legt der Rentenhandel wieder eine abwartende Haltung an den Tag, nicht zuletzt die Prognosen des amerikanischen Zinspapstes Henry Kaufman sorgten für Druck.

Kaufman hatte weiter steigende Zinsen vorausgesagt. Belastungen kamen auch von dem wieder steigenden Dollar, der sich als tendenzbestimmender als der Zinstrend in den USA erwiesen hat. Die Krise am Persischen Golf spielte keine große Rolle für das Geschehen am Rentenmarkt, weil sie nicht für eine Dauerbelastung gehalten wird. (DW.)

Emissionen	14.10. 83	7.10. 83	30.12. 82	30.12. 81	30.12. 80
Anleihen von Bund, Bahn und Post	7,79	7,77	7,45	10,05	9,30
Anleihen der Städte, Länder und Kommunalverbände	7,72	7,71	7,04	10,55	9,88
Schuldverschreibungen von Sonderinstituten	7,90	7,89	7,61	10,26	9,43
Schuldverschreibungen der Industrie	8,19	8,32	8,24	11,52	8,35
Schuldverschreibungen öfftl.-rechtl. Kreditanstalten u. Körperschaften	7,85	7,91	7,65	10,12	9,37
Titel bis 4 Jahre rechnerische bzw. Restlaufzeit	7,60	7,65	7,43	10,50	9,70
Titel über 4 Jahre rechnerische bzw. Restlaufzeit	8,30	8,35	7,94	9,75	9,05
Inländische Emittenten insgesamt	7,85	7,90	7,63	10,19	9,41
DM-Auslandsanleihen	8,20	8,15	8,45	10,32	8,32

ARTLAND DÖRFFLER / Hohe Investitionen

Expansion wird fortgesetzt

DOMINIK SCHMIDT, Badbergen

Die Artland Dörffler GmbH & Co KG, Badbergen, die zu den führenden deutschen Fleisch- und Wurstwarenproduzenten gehört, setzt weiter auf Expansion. Nach Angaben der Geschäftsführung sehen die Planungen Zuwachsraten vor, die im Bereich zweistelliger Prozentzahlen liegen. Anläßlich der Vorstellung eines neuen Produktionsverfahrens für die Herstellung von Wurst wiesen Firmensprecher auf die hohen Investitionen hin, die vor allem der Erweiterung der Kapazitäten dienen.

Das Familienunternehmen, das im kommenden Jahr auf das 100jährige Bestehen zurückblicken kann, erzielte 1982 einen Umsatz von 370 Mill. DM. Für 1983 rechnet die Geschäftsführung mit einer Steigerung auf rund 400 Mill. DM. Angesichts des stagnierenden Marktes bedeute dies eine weitere Verbesserung der Marktposition. Zum Unternehmen gehören drei Produktionsstätten am Hauptsitz in Badbergen, in Bünde/Westfalen und in Neuenkirchen/Oldenburg. Derzeit beschäftigt Artland Dörffler 1650 Mitarbeiter, davon 1600 im Inland: Im Ausland unterhält das Unternehmen Vertriebsgesellschaften in den Niederlanden, in England und seit 1982 in Dänemark.

Die hohen Investitionen in den Jahren 1982 und 1983 (rund 35 Mill. DM) sind nach Angaben der Geschäftsführung aus eigener Kraft finanziert worden. Der Schwerpunkt der Investitionstätigkeit lag im Jahre 1982, als ein neues Schlachthaus und ein Zerlegebetrieb in Badbergen sowie eine neue Konservenfabrik in Neuenkirchen errichtet wurden. Damit sei zugleich die Spezialisierung der Produktionsstruktur erfolgt. In Bünde liegt die Produktion von Rohwurst und Rohschinken und in Neuenkirchen Konservenerzeugnisse. Der Hauptbetrieb in Badbergen zeichnet für die Schlachtung und die zentrale Rohstoffversorgung verantwortlich und befaßt sich mit der Herstellung von Koch- und Brühwurst.

Zur Ertragsentwicklung werden keine konkreten Angaben gemacht. Trotz der Belastungen durch die hohen Investitionen würden jedoch nach wie vor schwarze Zahlen geschrieben.

ATOMIC / Gute Ertragsentwicklung

Den Schwung nicht verloren

DANKWARD SEITZ, München

Die Folgen des schneearmen Winters 1982/83 werden die Ski-Hersteller auch in der kommenden Saison noch zu spüren bekommen. Nachdem das Marktvolumen weltweit nach Schätzungen der Atomic Skifabrik Alois Rohrmoser, Wagrain/Österreich, schon im vergangenen Jahr von 5,7 auf 5,3 Mill. Paar Alpinski zusammengeschmolzen war und der Langlaufski-Markt bei rund 3 Mill. Paar stagnierte, dürfte 1983/84 allgemein kaum mit großen Zuwachsraten zu rechnen sein. Insbesondere bei Langlaufski seien einige Hersteller in Schwierigkeiten geraten und hätten hohe Lagerbestände aufgebaut.

Vor diesem Hintergrund zeigte sich Firmenchef Alois Rohrmoser „äußerst befriedigt", daß es seinem Unternehmen gelungen ist, im Geschäftsjahr 1982/83 (31. 3.) den Absatz bei Alpinski noch um 3 Prozent auf 575 000 Paar zu steigern und unverändert 110 000 Paar Langlaufski verkaufen zu können. Bei als „gut" bezeichneter Ertragsentwicklung stieg der Umsatz auf umgerechnet 89 Mill. DM, was gegenüber dem Vorjahr eine Steigerung um 8 Prozent bedeutet. Die Exportquote erhöhte sich auf 78,4 (76) Prozent.

Insgesamt sieht er auch der kommenden Wintersaison recht zuversichtlich entgegen. Zumindest bei Alpinski spüre Atomic nichts von einer zurückhaltenden Ordertätigkeit des Handels, sondern habe sogar eine leichte Steigerung gegenüber dem Vorjahr bisher verzeichnen können. Die Jahresproduktion habe man auf 595 000 Paar anheben können; für Langlaufski wurde sie allerdings auf 90 000 Paar zurückgenommen. Vorsichtig ist er hingegen mit dem geplanten Umsatz von rund 93 Mill. DM, denn die Ende des Vorjahres aufgenommene Skistockproduktion soll hierzu 2,9 Mill. DM beitragen.

In der Bundesrepublik, dem wichtigsten Exportland für Atomic, wurden von dem österreichischen Skihersteller 1982/83 rund 104 000 (111 000) Paar Ski verkauft und ein Umsatz von 12,9 Mill. DM (minus 3,8 Prozent) erzielt. Vor allem der Langlaufbereich trug zu diesem Minus mit einem Rückgang um 52 Prozent bei.

PFIZER / Beide Gründer des US-Pharma-Konzerns kamen 1848 aus Ludwigsburg

Erhöhte Forschungs-Anstrengungen

WERNER NEITZEL, Stuttgart

Der amerikanische Pharma-Konzern Pfizer, der eine führende Position bei der Herstellung von Antibiotika innehat und sich auch in der Entwicklung und Produktion von Arzneimitteln für Herz- und Kreislauferkrankungen sowie rheumatische Leiden einen Namen machte, will in diesem Jahr seine Ausgaben für Forschung und Entwicklung erneut um 20 Prozent steigern. Für 1982 waren insgesamt 197 (1981: 177) Mill. Dollar aufgewendet worden.

Der Umsatz des Konzerns, der unter den großen pharmazeutischen Unternehmen der Welt an fünfter Stelle rangiert, war 1982 um gut 6 Prozent auf 3,45 (3,25) Milliarden Dollar angestiegen. Demgegenüber stagnierte der Umsatz der vor nunmehr 25 Jahren gegründeten deutschen Tochtergesellschaft, der Pfizer GmbH, Karlsruhe, im Geschäftsjahr 1981/82 (30. 11.) bei 230 Mill. DM, wovon 14 (13) Prozent auf Lieferungen an ausländische Schwestergesellschaften entfallen. Für das laufende Geschäftsjahr rechnet man bei Pfizer in Karlsruhe erneut mit einem Umsatz in der Größenordnung des Vorjahres. Kommentierend dazu heißt es, daß sich hier neben Kostendämpfungsgesetz und Konjunktureinflüssen vor allem auch der verschärfte Wettbewerb durch sogenannte „Nachahmerfirmen" auswirke.

Die Karlsruher Gesellschaft, die knapp 750 Mitarbeiter beschäftigt, produziert und vertreibt zur Zeit über 200 Präparate. Zu den deutschen Pfizer-Interessen gehört auch die 1971 übernommene Firma Heinrich Mack Nachf., Illertissen, deren Programmschwerpunkte u. a. bei Präparaten gegen rheumatische Erkrankungen und Erkältungstherapeutika liegen. Weltweit beschäftigt der Pfizer-Konzern, der in 66 Länder eigene Niederlassungen unterhält, rund 40 000 Mitarbeiter.

Die Anfänge von Pfizer gehen auf das Jahr 1848 zurück. In jenem Jahr wanderten die beiden Ludwigsburger Karl Christian Friedrich Pfizer und sein Vetter Karl F. Erhart, die eine Ausbildung in einem Laboratorium hinter sich brachten, und somit Erfahrungen in der Herstellung von Drogen und Chemikalien für den Bedarf der Apotheken sammelten, nach Amerika aus.

In Brooklyn erwarben sie ein kleines Fabrikanwesen (das Geld hatte ihnen Vater Carl Friedrich Pfizer, ein Ludwigsburger Konditormeister mitgegeben), um 1850 dort die Firma Charles Pfizer & Co., ein Unternehmen zur Herstellung von Feinchemikalien, zu gründen, Zunächst wurde u. a. gereinigter Kampfer produziert. Als dann in 1862 die Einfuhr von Chemikalien aus Europa mit hohen Zöllen belegt wurde, schalteten die beiden Firmengründer schnell und begannen mit der Herstellung von Weinstein- und Zitronensäure, die bis dahin praktisch ganz importiert worden waren. Mit diesen beiden Säuren, die bei der Herstellung vieler Pharmaka sowie zur Produktion von Backwaren und Getränken benötigt wurden, erschlossen sie sich einen aufnahmefähigen Markt, machten sich schnell einen Namen. Ein weiterer wichtiger Markstein war der Schritt in die Penicillin-Produktion. Hier mauserte sich Pfizer zu einem der größten Produzenten der Welt. Die führende Position in der Entwicklung und Herstellung von Antibiotika hat das Unternehmen bis heute behauptet.

Schwerpunkte der Pfizer-Forschung seien, wie es heißt, auch weiterhin Infektionskrankheiten, Diabetes, Krankheiten der Atmungsorgane und des zentralen Nervensystems. Mit großem Aufwand engagiere sich der Konzern auch in der Krebsforschung.

WELT-Korrespondenten berichten von der Anuga

Zwischen Profil und Preis

Professor Bruno Tietz, Direktor des Handelsinstituts an der Universität des Saarlandes und als Gastredner zum 25. Markenartikelforum auf der Anuga '83 geladen, ging gleich in die vollen. Zum Thema „Markenartikel zwischen Profil und Preis" wußte er den versammelten Markenartikel-Herstellern und dem Handel einiges an Fehlern nachzuweisen. Nur dadurch, so der streitbare Tietz, habe es zu den allseits beklagten Marktverlusten des Markenartikels kommen können. Und zum Verlust der guten Erträge für Hersteller und Handel.

Besonders gravierend sei dies auf dem Lebensmittelsektor geschehen, woran die Industrie einen Großteil Schuld tragen müsse. Nach seinen Erkenntnissen sei es eben nicht möglich, auf direkte Werbung beim Konsumenten zu verzichten und die Direktbelieferung der Regale einzustellen, auch wenn das Produkt als Markenartikel etabliert sei. Dies habe sich in der Vergangenheit für einige Produzenten als tödlich erwiesen.

Die Politik, unterhalb des etablierten Markenartikels eine sogenannte Zweitmarke einzuführen, die im Preis deutlich billiger angeboten werde, ist nach Ansicht von Tietz ebenfalls nicht der richtige Weg. Einmal würde dem Handel bei der Zweitmarke eine geringere Verdienstspanne eingeräumt, zum anderen achte der Verbraucher heute mehr auf den Preis. An alle Beteiligten appellierte er ferner, die Sonderangebote, die sich auch für Markenartikel häufen, zurückzuschrauben. Denn der Konsument vertraue einer Marke nicht mehr, wenn sie ständig im Preisbereich von „No Names" liege.

Für den Markenartikel komme es jetzt darauf an, daß sich Produzenten und Handel zusammensetzen und ein vernünftiges Konzept ausarbeiten. Eine Marke könne aufgrund ihrer hohen Vorkosten für Forschung, Werbung, Verpackung und Vertrieb nicht mit Billigangeboten im SB-Bereich konkurrieren. Hier müsse dem Verbraucher einiges deutlicher gemacht werden, wobei Tietz den Herstellern riet, vor allem auf die unnachahmliche Qualität hinzuweisen.

Alles in allem sollten Industrie und Handel wieder zum Rechnen mit Vollkosten zurückkehren, meinte Tietz, denn „nur mit Grenzkosten kann keiner leben".

HENNER LAVALL

KONKURSE

Konkurs eröffnet: Ahrensburg: Metallbau-Nord Arndt und Schulz-Lepel GmbH, Fischbek; **Bad Neuenahr-Ahrweiler:** MSR Maschinen-, Stahl- u. Rohrleitungsbau GmbH, Bad Breisig; **Bergisch Gladbach:** Verein Kollektiv e. V., Odenthal; **Detmold:** Gustav Hillebrenner, Radio- u. Fernsehtechniker-Meister, Inh. e. Radio-, Fernsehfachgeschäft-Meisterbetriebs, Bad Salzuflen; **Hamburg:** KG i. Rationelle Betriebseinrichtungen Hamburg Gefo-Ges. f. Organisation u. Einrichtung mbH & Co. KG; **Hannover:** NN G. S. P.-Verlagsges. mbH; **Herford:** Landwehr Wohnmöbel GmbH, Bünde 1; **Leverkusen:** Joachim Hengar, Bauges. mbH, Leichlingen 1; **Ludwigshafen/Rhein:** Lenz u. Schmidmaier Reproanstalt GmbH & Co. KG; **Lübeck:** Nachl. d. Gerhard Hermann Willi Baumhoff; **Mühldorf a. Inn:** Hubertus Weiß, Rechtsanwalt, Burghausen; **Pirmasens:** Nachl. d. Friedrich Göttmann, Rumbach.

Anschluß-Konkurs eröffnet: Düsseldorf: KG u. Buchhandlung Adolf Keymer Büroeinrichtungen Inh. Nolte KG, Hilden; **Gelsenkirchen:** Hubert Punsmann, Landwirt; **Hamburg:** Peter Henschke, Speditionskaufmann, Alleininh. d. MIKE Spedition Peter Henschke.

Absatz-Rekord bei Apollinaris

Bm. Essen

Der gute Sommer 1982 hat den Pro-Kopf-Verbrauch an Mineralwasser um 5 Liter steigen lassen. Im letzten Sommer kamen noch einmal 2,5 Liter hinzu, womit der Verbrauch je Kopf auf 50 Liter im Jahr stieg. Von dieser Entwicklung profitierte auch der größte deutsche Einzelbrunnen, die Apollinaris Brunnen Actien-Gesellschaft, die zum DUB-Schultheiss-Konzern gehört.

Mitte Dezember wird die Gesellschaft zum erstenmal die 400-Millionen-Flaschen-Grenze überschreiten. Für 1983 insgesamt wird ein Absatz von 410 Mill. Flaschen erwartet, das sind nahezu 2,5 Mill. Hektoliter. Diese Menge entspricht einem Plus von über 6 Prozent gegenüber 1982. Apollinaris hat einen Umsatz von über 150 Mill. DM. Der Brunnen beschäftigt 500 Mitarbeiter. Das Mineralwasser wird in 46 Länder exportiert.

Nordmilch wächst stetig weiter

dos, Zeven

Die Nordmilch eG, Zeven, hat im Geschäftsjahr 1982 den Umsatz um 11 Prozent auf 668 (602) Mill. DM steigern können. Die Milchverarbeitung erhöhte sich um 5,4 Prozent auf 771 (731) Mill. kg. Nach Angaben des geschäftsführenden Vorstandsmitglieds, Manfred W. Tag, ergaben sich in der Zusammensetzung der Erzeugnisse kaum Veränderungen. Vom Umsatz entfallen 25,6 Prozent auf Milchpulver und Futtermittel, 21,6 Prozent auf Kondensmilch, 15,5 Prozent auf Frischprodukte und 16,7 Prozent auf Butter. Der Rest verteilt sich auf H-Milch, Käse und Handelsware. In der Bilanz wird ein Überschuß von 0,86 (0,12) Mill. DM ausgewiesen. Das Eigenkapital aus Geschäftsguthaben und Rücklagen erhöhte sich auf 42,7 (32) Mill. DM. Im erstmals vorgelegten Konzernabschluß wird der Außenumsatz mit 749 Mill. DM angegeben.

Spar steigert Marktanteil

Sehr selbstbewußt als bedeutendste freiwillige Handelskette der Bundesrepublik präsentiert sich die Deutsche Spar auf der Anuga. Die in jüngster Vergangenheit durchgeführten Struktur- und Marketingverbesserungen haben offensichtlich ihre Position auf dem Markt verbessert. So konnte Spar-Geschäftsführer Gundolf Praaft in Köln von einer Steigerung des Großhandelsumsatzes in den ersten acht Monaten 1983 um 4,5 Prozent auf 5,59 Mrd. DM berichten. Die Einzelhandelsumsätze, die nur um 3 Prozent auf 9,38 Mrd. DM anzogen, konnten damit jedoch nicht ganz Schritt halten. Dagegen vermeldet die Spar-Zentrale bis einschließlich September sogar einen Mehrumsatz von 39,3 Prozent. Vor dem Hintergrund eines allgemein stagnierenden Lebensmittelmarktes muß dies als beachtlicher Erfolg gesehen werden.

Nicht zuletzt sieht die Spar selbst die Forcierung ihres Programms von Eigenmarken als eine der Ursachen dieser positiven Entwicklung. So konnte allein bei Konserven ein Umsatzplus von 55 Prozent erzielt werden, bei Tiefkühlkost lag die Zuwachsrate bei 33 Prozent.

Eine wesentliche Rolle an den Erfolgen der Spar spielen nach Meinung ihres Geschäftsführers auch die von der Kette auf nationaler Ebene durchgeführten Werbekampagnen. Sie haben dazu beigetragen, daß laut Meinungsumfrage jeder vierte bundeseigene Haushalt mehr oder weniger regelmäßig in einem Spar-Geschäft einkauft und daß der Marktanteil, gemessen am Umsatz, insgesamt bei etwa 7 Prozent liegt.

H. HILDEBRANDT

ERGEBNISSE

Offenbach – Uerdingen	3:2 (1:2)
Bremen – Dortmund	2:1 (1:0)
Braunschweig – K'lautern	4:0 (0:0)
Düsseldorf – Leverkusen	2:2 (0:2)
Bielefeld – Stuttgart	0:0
Köln – München	2:0 (0:0)
M'gladbach – Nürnberg	2:0 (2:0)
Bochum – Frankfurt	4:1 (1:0)
Mannheim – Hamburg	0:1 (0:0)

DIE SPIELE

Bielefeld – Stuttgart 0:0
Bielefeld: Kneib – Wohlers – Geils, Pohl, Dronia – Büscher, Pagelsdorf, Schnier – Rautiainen, Grillemeier (57. Kühlhorn), Ozaki (86. Westerwinter). – **Stuttgart:** Roleder – Niedermeyer – Schäfer, K.-H. Förster, B. Förster – Buchwald, Allgöwer, Ohlicher, Sigurvinsson – Reichert (70. Makan), Kelsch. – **Schiedsrichter:** Föckler (Weisenheim). – **Zuschauer:** 17 000. – **Gelbe Karten:** Büscher (2), B. Förster (4/1), Schäfer (3), Ohlicher (2).

Braunschweig – K'lautern 4:0 (0:0)
Braunschweig: Franke – Pahl – Geiger, Bruns, Lux – Hollmann, Tripbacher, Studzizba (41. Kindermann, 75. Posipal) – Zavisic, Keute, Worm. – **Kaiserslautern:** Reichel – Briegel – Foda (61. Prowein, 78. Grüner), Dusek, Brehme – Melzer, Geye, Eilenfeldt – Nilsson, Allofs, Hoos. – **Schiedsrichter:** Risse (Hattingen). – **Tore:** 1:0 Worm (54.), 2:0 Worm (62.), 3:0 Lux (75.), 4:0 Lux (78., Foulelfmeter). – **Zuschauer:** 11 856. – **Gelbe Karten:** Foda, Dusek. – **Rote Karte:** Reichel.

Bochum – Frankfurt 4:1 (1:0)
Bochum: Zumdick – Lameck – Knüwe, Gothe – Zugcic, Bönighausen, Woelk, Oswald, Schulz (78. Kühn) – Kuntz (78. Pater), Schreier. – **Frankfurt:** Jüriens – Berthold – Kraaz, Kürbel – Schreml, Falkenmayer, Sziedat, Kroth, Trieb (46. Mohr) – Borchers, Svensson. – **Schiedsrichter:** Horeis (Buchholz). – **Tore:** 1:0 Oswald (8.), 2:0 Woelk (47.), 3:0 Kuntz (50.), 3:1 Kroth (56.), 4:1 Kuntz (65.). – **Zuschauer:** 15 000. **Gelbe Karten:** Woelk (4/1), Svensson (2), Sziedat.

Bremen – Dortmund 2:1 (1:0)
Bremen: Burdenski – Pezzey – Okudera, Gruber, Otten – Möhlmann, Bracht, Sidka – Reinders (68. Neubarth), Völler, Meier (80. Schaaf). – **Dortmund:** Immel – Koch – Walz (71. Lusch), Rüßmann, Storck – Tenhagen, Bittcher, Zorc, Keser – Dreßel, Klotz. – **Schiedsrichter:** Tritschler (Freiburg). – **Tore:** 0:1 Bracht (16.), 1:1 Koch (51.), 2:1 Reinders (65., Foulelfmeter). – **Zuschauer:** 23 500. – **Gelbe Karten:** Tenhagen (3), Keser. – **Rote Karte:** Zorc.

Düsseldorf – Leverkusen 2:2 (0:2)
Düsseldorf: Kleff – Zewe – Kuczinski, Theis – Bockenfeld, Bommer, Fach, Dusend, Weikl – Edvaldsson, Wenzel (40. Thiele). – **Leverkusen:** Vollborn – Bast – Posner (80. Hermann), Gelsdorf – Saborowski, Röber, Bittorf, Hörster (80. Vöge), Wojtowicz – Tscha, Waas. – **Schiedsrichter:** Michel (Augsburg). – **Tore:** 0:1 Wojtowicz (10.), 0:2 Bittorf (44.), 1:2 Thiele (67.), 2:2 Thiele (74.). – **Zuschauer:** 15 500. – **Gelbe Karten:** Kuczinski (3), Weikl (2), Bittorf (2).

Köln – München 2:0 (0:0)
Köln: Schumacher – Strack – Steiner, Prestin – Hönerbach, Hartmann, Engels (88. Willmer), Haas (65. Reif), Allofs – Littbarski, Fischer. – **München:** Pfaff – Augenthaler – Beierlorzer, Dürnberger – Dremmler, Del'Haye, Kraus, Lerby (46. Pflügler), Nachtweih (59. Mathy) – M. Rummenigge, K.-H. Rummenigge. – **Schiedsrichter:** Heitmann (Drentwede). – **Tore:** 1:0 Steiner (50.), 2:0 Littbarski (75.). – **Zuschauer:** 54 000. – **Gelbe Karten:** Fischer, M. Rummenigge (2), Augenthaler (3).

Mannheim – Hamburg 0:1 (0:0)
Mannheim: Zimmermann – Sebert – Knapp, Schlindwein, Dickgießer – Quaisser (90. Böhni), Scholz, Schön (79. Tsionanis) – Makan, Linz, Walter. – **Hamburg:** Stein – Hieronymus – Kaltz, Jakobs, Wehmeyer – Hartwig, Schröder (57. Milewski), Groh, Rolff, Magath – Schatzschneider. – **Schiedsrichter:** Blattmann (Zeiningen/Schweiz). – **Tor:** 0:1 Milewski (76.). – **Zuschauer:** 44 000 (ausverkauft). – **Gelbe Karten:** Hieronymus (3), Groh (3), Wehmeyer (3).

M'gladbach – Nürnberg 2:0 (2:0)
Mönchengladbach: Sude – Bruns – Krauss, Hannes, Frontzeck – Herlovsen, Matthäus, Rahm (86. Hochstätter), Schäfer (78. Ringels) – Mill, Lienen. – **Nürnberg:** Kargus – Weyerich – Reinhardt, Täuber, Habiger (68. Brunner) – Eder, Grahammer, Burgsmüller, Heck – Abramczik, Trunk. – **Schiedsrichter:** Osmers (Bremen). – **Tore:** 1:0 Matthäus (11.), 2:0 Rahn (28.). – **Zuschauer:** 12 000. – **Gelbe Karten:** Täuber (2), Trunk.

Offenbach – Uerdingen 3:2 (1:2)
Offenbach: Herr – Kutzop – Demuth, Paulus – Sandner, Michelberger, Bein, Trapp, Riedl (83. Höfer) – Krause (67. Peukert), Hofeditz. – **Uerdingen:** Vollack – Herget – van de Loo, Brinkmann – Klinger (72. Schwarz), Feilzer, Hofmann, Funkel, Buttgereit – Loontiens, Sackewitz (52. Gulich). – **Schiedsrichter:** Niebergall (Rammelsbach). – **Tore:** 0:1 Loontiens (17.), 0:2 Funkel (24.), 1:2 Kutzop (30.), 2:2 Michelberger (72.), 3:2 Hofeditz (87.). – **Zuschauer:** 15: 000. – **Gelbe Karten.:** Trapp (3), Herr (2), Riedl, Loontiens (3).

VORSCHAU

Samstag, 22. 10., 15.30 Uhr

Hamburg – Bochum	(0:0)
Frankfurt – M'gladbach	(3:0)
Bielefeld – Düsseldorf	(2:1)
Leverkusen – Offenbach	(–:–)
Nürnberg – Köln	(2:1)
Uerdingen – Bremen	(–:–)
Dortmund – Braunschweig	(3:2)
K'lautern – Mannheim	(–:–)
Stuttgart – München	(1:1)

In Klammern die Ergebnisse der letzten Saison.

FUSSBALL / 1. FC Köln und Mönchengladbach – zwei ehemalige Meister auf dem Weg zurück zur Spitzenklasse?

Ende einer Eiszeit oder „de Naas" Hannes Löhr als Baghwan

HEINZ STUMM, Köln

Als Vorstandsmitglied Karl-Heinz Thielen ein paar Stunden nach dem 2:0-Sieg des 1. FC Köln über den FC Bayern dem Kölner Präsidenten Peter Weiand aus gegebenem Anlaß (zehn Jahre im Amt) ein verbales Ständchen brachte („Gewackelt, aber nicht gefallen"), saß der Mann, der an der verbesserten Stimmungslage im Klub gehörigen Anteil hat, an einem Tisch und massierte etwas verlegen seine ausgeprägte Nase. „De Naas", wie Hannes Löhr in Köln wegen seines gut entwickelten Gesichtsvorsprungs genannt wird, erwarb sich bei den Spielern innerhalb weniger Wochen erstaunliches Ansehen. Vom Vorstand ins Traineramt gedrängt, von den Spielern gewünscht, als der Holländer Rinus Michels vor den Problemen kapitulierte, gelang es ihm, die Sympathien der meisten Profis zu gewinnen. Er wurde selbst für die Stars eine Art Baghwan für den Hausgebrauch. Er kann Schwierigkeiten mental angehen.

Selbst Harald Schumacher – er wollte den allzu kompromißbereiten und zum Opportunismus neigenden Manager Löhr zusammen mit Rinus Michels abgelöst sehen – gehört jetzt zu den Gefolgsleuten des Trainers Löhr. „Laßt den Hannes in Ruhe. Mit dem macht das Training wieder Spaß", stellt sich der Nationaltorhüter vor den Coach, mit dem ein Großteil der Mannschaft jetzt sogar bis 1986 zusammenarbeiten möchte.

Ein Motiv nennt Kapitän Pierre Littbarski: „Der Hannes soll die Früchte seiner Arbeit auch ernten." Löhr hat offensichtlich das richtige Näschen, was die Behandlung krisengeschüttelter und erfolgsentwöhnter Profis angeht. Er verteilt Streicheleinheiten dort, wo sein Vorgänger Michels mit zusätzlichen Trainingseinheiten „Zucht und Ordnung" wiederherstellen wollte. „Der Hannes kann die Spieler anmachen und gibt jedem das Gefühl, daß er gebraucht wird beziehungsweise nicht abgeschrieben ist", sagt Klaus Allofs. Gerade er hatte gegen die Bayern in einer Form aufgetrumpft, die sogar Münchens Klaus Augenthaler als „länderspielreif" bezeichnete. Allofs, von Michels oft mit Verachtung und gelegentlich mit Verbannung aus der Mannschaft bestraft, sieht sich jetzt von der Angst befreit, nach weniger guten Leistungen gleich aus der Mannschaft zu fliegen.

Diese durften sich bei Michels auch die Stars nicht erlauben. Das trieb viele in die Flucht. Der junge Mittelfeldspieler Uwe Haas, dem Löhr auch die Treue hält, wenn er körperlich einmal abbaut, sagt: „Herr Michels hat monatelang nicht mit mir gesprochen, Hannes Löhr spricht ständig mit mir."

Manchmal, so sagen die Spieler, genügt ein Witz oder ein Klaps auf die Schultern, um den Kontakt zwischen Profi und Trainer Löhr („Ich bin ein Schüler von Hennes Weisweiler") herzustellen. Und auch der Opportunismus hat bei Löhr inzwischen seine Grenzen. Wenn er sich dadurch Besserung verspricht, nennt er einen Spieler auch schon mal einen „faulen Hund" (Allofs) oder gibt über die Medien ehemaligen Stammspielern wie Herbert Zimmermann oder Holger Willmer zu verstehen, daß seine Geduld mit ihnen langsam zur Neige gehe. Ergebnis: Zimmermann und Willmer trainieren verbissen, um wieder in die Mannschaft zu kommen.

Allofs schiebt sogar das Thema Vereinswechsel, vor wenigen Wochen noch akut, zur Zeit von sich. „Warum soll ich von Weggang reden, wenn ich das Gefühl habe, ich werde gebraucht, und es läuft bei mir." Der Düsseldorfer findet es vorteilhaft, daß Löhr die meisten Spieler duzt: „Das schafft ein entspanntes Klima." Autoritätsverlust, so Allofs, ist deshalb nicht zu befürchten, weil es ja der Wille der Spieler war, daß Löhr das Training übernimmt. Allofs: „Einem Wunschpartner tritt man nicht ins Kreuz."

Die Partnerschaft zwischen Spieler und Trainer geht so weit, daß Löhr sogar die unerquickliche Aufgabe übernahm, eine Podiumsdiskussion für Schumacher abzusagen, zu der der Nationaltorhüter fest zugesagt hatte. Als Grund gab Löhr an, daß der Torwart nicht kommen könne, weil er mit ihm, Löhr, einen neuen Spieler einkaufen müsse.

Das freilich war eine schlechte Ausrede, denn neue Spieler sind nicht vorrangiges Anliegen des 1. FC Köln. Löhr will, das macht er deutlich, an seinem Konzept festhalten und junge Spieler einbauen. „Es ist herrlich zu sehen, daß junge Leute wie Hartmann, Hönerbach, Haas, Gielchen und auch Reif sich nahtlos einfügen", schwärmt der Trainer von seinen jungen Männern, die bei Michels auf Eis lagen. Die Eiszeit ist vorüber, doch der gute Besuch gegen die Bayern, so realistisch ist man bei FC Köln, ist dennoch eher auf die Attraktion des Gegners als auf eigene Qualitäten zurückzuführen.

Während der Sieg große Freude auslöste, verursachte eine Bemerkung des DFB-Beobachters Erich Ribbeck Unmut. Der Trainer hatte die Nationalmannschaftsrivalen Klaus Augenthaler und Gerd Strack etwa gleichstark gesehen. Torhüter Schumacher: „Das ist eine Frechheit und beweist eigentlich, wie da manipuliert wird." Mit den Münchnern oder besser mit den Münchner Leistungsträgern ist Schumacher dennoch nicht zerstritten. Aufs Wiedersehen mit Karl-Heinz Rummenigge beim Länderspiel gegen die Türken am 26. Oktober in Berlin freut er sich: „Da kriege ich von Kalle 500 Mark." Schumacher behielt bei einer Wette wieder einmal Recht, daß die Kölner die Münchner schlagen und Rummenigge gegen ihn kein Tor erzielen werde.



Gelassene Freude, verschmitztes Lächeln: Hannes Löhr FOTO: BONGARTS



Endlich einmal ein Erfolgserlebnis mit dem Verein: Harald Schumacher nach dem 2:0 über München. FOTO: PFEIL

Jupp Heynckes – im plötzlichen Erfolg vorsichtig und empfindlich geworden

B. WEBER, Mönchengladbach

Als Jupp Heynckes, früher einer der torgefährlichsten Bundesligastürmer (220 Treffer, zweiter Platz hinter dem mit 365 Toren in der ewigen Bundesligaliste führenden Gerd Müller), als also Heynckes 1979 Cheftrainer bei Borussia Mönchengladbach wurde, da wurden ihm zum Start Blumen gestreut wie bis dahin noch keinem Trainerneuling zuvor. Borussen-Manager Helmut Grashoff rangierte seinetwegen den renommierten Udo Lattek aus, „weil der Jupp uns viel eher die Gewähr dafür bietet, daß unsere Mannschaft wieder an die internationale Klasse herangeführt wird". Der verstorbene Trainer Hennes Weisweiler bezeichnete seinen früheren Schüler als einen der fähigsten Analytiker. Weisweiler meinte damals: „Ich bin davon überzeugt, daß er innerhalb kürzester Zeit zu einem der Erfolgreichsten in unserem Gewerbe heranreifen wird."

Und tatsächlich: Der Newcomer hielt, was sich andere von ihm versprachen. Zwei Jahre später wählten ihn die Branche und die Journalisten zum „Trainer des Jahres". Indes, dem steilen Aufstieg folgte der jähe Fall. Mönchengladbach geriet in der letzten Saison in eine sportliche Krise, die beinahe sogar den Abstieg zufolge gehabt hätte. Sicherlich kann Heynckes als schlagkräftiges Argument für den Niedergang anführen, daß eine nicht abreißende Verletztenserie die Entwicklung entscheidend mitgeprägt hat. Sicher ist aber wohl auch, daß der bis dahin erfolgsgewohnte und von den Medien verhätschelte Trainer das Schwungrad der Ereignisse durch seine eigene Identitätskrise erst richtig auf Tempo gebracht hatte. So sehr, daß nahezu nach jedem Spieltag die gleiche Frage gestellt wurde: Wann wird Heynckes entlassen?

Der Borussen-Vorstand entschloß sich damals zur Treue. Manager Grashoff verlautbarte sogar: „Und wenn wir mit dem Trainer absteigen, wir halten an ihm fest."

Der bedingungslose Zuspruch hat sich offenbar gelohnt. Mönchengladbach heute, das ist eine Mannschaft, die wieder Perspektiven hat. Sie steht derzeit auf dem vierten Platz, Experten trauen ihr durchaus zu, am Ende auf einem UEFA-Cup-Platz zu stehen. Nationalspieler Wilfried Hannes wiegelt noch immer ab und sagt: „Wir sind im Moment viel zu hoch angesiedelt. Da wo wir stehen, gehören wir leistungsmäßig überhaupt noch nicht hin." Auch Heynckes ist überaus vorsichtig geworden. Bei seinem Amtsantritt hatte er sich leichtsinnigerweise dazu verleiten lassen, zu versprechen, daß seine Mannschaft „spätestens innerhalb von drei Jahren" wieder um die deutsche Meisterschaft mitspielen wird. Heute verspricht Heynckes gar nichts mehr. Man müsse vorsichtig sein, das betont er immer wieder.

Auch denen, die früher sehr freundschaftlich mit ihm verbunden waren, spüren heute seine Reserviertheit. Auf Kritik reagiert er zuweilen empfindlich. Seine Frau Iris nannte der WELT einen Grund, der – ganz ohne Frage – akzeptiert werden muß: „Es hat mal jemand versucht, als die Borussen ein paarmal hintereinander verloren hatten, unsere 14jährige Tochter am Telefon auszuhorchen, wie denn die Stimmung zu Hause sei. Da sind mein Mann und ich fast ausgeflippt."

Freilich, Heynckes hat auch Trainerkollegen erkennen lassen, daß seine Reizschwelle heute niedriger liegt als früher. Nach dem mit 3:2 gewonnenen Pokalspiel giftete er Horst Heese an: „Deine Spieler haben den Ball ständig mit den Beinen meiner Spieler verwechselt." Es kam zum Krach. Nur eine Woche darauf hatte Heynckes vor versammeltem Publikum Streit mit Mannheims Trainer Klaus Schlappner. Auch da konnten sich die beiden nicht darüber einig werden, wessen Spieler denn nun am meisten getreten hätten.

Innerhalb der Mannschaft jedoch ist Heynckes zugänglich. Nationalspieler Lothar Matthäus behauptet: „Das war auch nie anders. Auch nicht, als wir in der letzten Saison so tief im Dreck steckten." Natürlich habe es zuweilen erhebliche Reibereien gegeben. Die, sagt Matthäus, seien aber durchaus von Nutzen gewesen. Und daß der Frank Mill heute viel mehr laufe und kämpfe als vor kurzem noch, sei sicherlich in erster Linie darauf zurückzuführen, daß der Trainer ihn wachgerüttelt habe. Der Nationalspieler: „Auch mich hat der Trainer vor kurzem mal kritisiert. Ich habe ihm geantwortet, daß ich seine Kritik für unrecht hielte. Und obwohl es überall anders dargestellt wurde, kann ich beschwören, daß wir eine ausgesprochen sachliche, ja fast harmonische Aussprache miteinander hatten."

Verwirrspiel am Tabellenende: Weise für Branco Zebec nach Frankfurt . . . ?

Von ULRICH DOST

In Frankfurt schauen heute viele Leute gespannt nach Kaiserslautern. Und das hat nur einen Grund: Wird heute **Dietrich Weise** (48), Trainer des 1. FC Kaiserslautern, auf der Jahreshauptversammlung entlassen oder nicht. So kurios es sich anhören mag, aber die Frankfurter drücken feste die Daumen, daß der frühere DFB-Trainer vorzeitig aus seinem Vertrag entlassen wird – um ihn dann selbst zu verpflichten. Von **Branko Zebec** (54), der noch immer mit seinen Alkohol-Problemen zu kämpfen hat, würde sich Eintracht Frankfurt dann trennen.

Das jedenfalls sind Gerüchte, die am Samstag in Bochum aufgekommen waren. Eintracht Frankfurt hatte gerade 1:4 verloren, aus Braunschweig kam die Nachricht, der 1. FC Kaiserslautern war mit 0:4 sang- und klanglos eingegangen. Das ist gewöhnlich die Atmosphäre, in der die Gerüchteküche auf vollen Touren arbeitet. „Dazu gebe ich keinen Kommentar ab", sagte gestern Dietrich Weise, auf die neue Entwicklung angesprochen. Der Vorstand des 1. FC Kaiserslautern schwieg ebenso beharrlich wie die Kollegen aus Frankfurt. Doch es gibt sichere Anzeichen, daß sich im Hintergrund etwas tut. In Frankfurt hörte **Jürgen Grabowski** (36) immer wieder von den Spielern, daß sie keinen Sinn mehr in der Zusammenarbeit mit dem geistig oft völlig abwesenden Trainer sehen. Die Frankfurter müssen also was tun, wenn sie vom Tabellenende wegkommen wollen. In Dietrich Weise sehen sie den geeigneten Mann, der mit ihren jungen Spielern arbeiten kann.

In Braunschweig demonstrierten die Kaiserslauterer noch Schulterschluß. „An Dietrich Weise liegt es nicht", meinte Präsident **Udo Sopp** (48). „Ich sehe keinen Anlaß, mein Konzept zu ändern", fügte der Trainer an. Die Spieler übten derweil Selbstkritik. Nationalspieler **Hans-Peter Briegel** (27): „Die Mannschaft hat ihren Zenit überschritten."

Die Atmosphäre ist auch dazu angetan, in der die Vereinsmitglieder nicht mehr mitspielen. Für heute abend hat der Verwaltungsrat aus den eigenen Reihen zwei Kandidaten für das Präsidium präsentiert: Als Schatzmeister den ehemaligen Spieler **Gerd Schneider** (39) und als Beisitzer Professor **Erich Fuchs** (54). Präsident Udo Sopp versuchte im Vorfeld schon tätig zu werden, um die Mitglieder zu versöhnen. Er wollte den früheren Präsidenten **Jürgen Friedrich** (40) als neuen Manager präsentieren. Sopp war noch konkreter geworden: 25 000 Mark im Monat für Friedrich und einen Geschäftsführer für Friedrichs Läden. Doch Sopps Vorgänger ließ sich nicht umstimmen. Er meinte: „Montags abends spiele ich immer Volleyball. Vielleicht gehe ich später mal zur Versammlung."

*

Wie schön, daß es in der Bundesliga hin und wieder einmal Episoden gibt, die auch angenehme, menschliche Züge zeigen. Also ging **Willibert Kremer** (44), der am Samstag Geburtstag hatte, bevor er das Rheinstadion verließ, in die Kabine des Gegners aus Leverkusen und sagte ganz brav zu Trainer-Kollege **Dettmar Cramer** (57): „Auf Wiedersehen, Herr Kollege, und einen schönen Tag noch." Cramer gab väterlich zurück: „Alles klar. Mach's gut, mein Junge. Und bleib' anständig an deinem Geburtstag." „Aber Herr Cramer", sagt Kremer mit treuem Blick zurück: „Sie wissen doch, ich bin immer anständig." Sprach's und ging zu seiner Geburtstagsfeier.

*

Udo Lattek (48), Trainer des FC Bayern München, war dagegen nach dem 0:2 in Köln gar nicht zum Feiern zumute. Sein Ausspruch „Wir haben euch die Zuschauer ins Stadion geholt, da hättet ihr uns die Punkte lassen können", war noch humorvoll gemeint. Doch dann ging es ans Eingemachte. Man habe gesehen, daß München noch keine Spitzenmannschaft sei. Ein Topteam hätte aus der Überlegenheit der ersten Halbzeit mehr Kapital geschlagen. Lattek: „Wenn meine Mannschaft hinten liegt, vergißt sie alles, was ich ihr vorher eingeredet habe. Deshalb sind wir noch nicht erste Klasse." **Karl-Heinz Rummenigge** (28) meinte, der FC Bayern habe „saudumme Tore" kassiert. Wenn er selbst und sein Bruder **Michael** (19) ausgeschaltet werden, sei mit dem Münchner Sturm nicht viel los. Ob er denn auch der Ansicht sei, die Mannschaft würde immer noch das Pal-System des vorherigen Trainers **Pal Csernai** (50) spielen, wurde Präsident **Willi O. Hoffmann** (52) gefragt. Der flachste: „Pal-System? Ich glaube, das betrifft nur das Ergebnis."

Fußball-Kulisse
Hintergründe aus der Bundesliga

*

Der Hamburger SV muß am Mittwoch im Europapokal auf den gesperrten **Wolfram Wuttke** (22) verzichten. Wuttke ist nach zwei gelben Karten, die er bekam, als er noch in Mönchengladbach spielte, automatisch zum Zuschauen verurteilt. Die Hamburger greifen erst in der zweiten Runde gegen Dinamo Bukarest in den Wettbewerb ein, weil sie in der ersten Runde als Titelverteidiger ein Freilos erhielten. Wie die restlichen drei Bundesligaklubs beurteilen es die Hamburger positiv, daß sie zuerst reisen müssen. Mögliche Schlappen können dann im Rückspiel am 2. November wettgemacht werden. Pokalsieger 1. FC Köln bangt bei Dosza Ujpest Budapest um den Einsatz von Mittelfeldspieler **Uwe Haas** (20), der an einer Knöchelprellung leidet.

In Griechenland treffen die Bayern auf einen alten Bekannten. **Pal Csernai** (50), vier Jahre lang Trainer in München, arbeitet jetzt in Saloniki. Schon am Freitag vor dem Spiel in Köln stiegen die Bayern und Csernai im gleichen Hotel in Düsseldorf ab. Udo Lattek trank mit seinem Vorgänger an der Bar des Interconti „sogar ein Glas Champagner". Lattek: „Warum nicht? Wir haben nie etwas miteinander gehabt. Alles andere interessiert mich nicht." Auch Csernai, der in München vorzeitig entlassen wurde, hegt keinen Groll mehr gegen die Bayern. In einem Interview mit der WELT stellte er befriedigt fest, daß sich seit seinem Weggang in München wenig geändert habe.

Frage: Was hat sich im Gegensatz zu Ihrer Arbeit in München bei den Bayern verändert?

Csernai: Nicht sehr viel. Ich habe ganz klar das Pal-System gesehen. Also das System, das ich der Mannschaft beigebracht habe. Die Positionen sind die gleichen geblieben, die Spieler spielen auf den gleichen Stellen. Mit Lerby hat es lediglich eine personelle Auswechslung gegeben. Das einzig neue: Für Dieter Hoeneß spielt jetzt Michael Rummenigge.

Frage: Ihnen ist ja immer vorgeworfen worden, daß Sie den kleinen Rummenigge links liegengelassen haben.

Csernai: Das ist richtig. Doch wenn ich das Spiel gegen Köln nehme, kann ich feststellen, daß ich keinen Fehler gemacht habe, indem ich Michael Rummenigge noch nicht gebracht habe.

Frage: Wie war denn Ihre Reaktion, nachdem feststand, daß Sie mit Ihrem neuen Klub auf die Bayern treffen?

Csernai: Ich habe mich ehrlich gefreut. Für Saloniki ist Bayern eine gute Mannschaft, unser Stadion wird wohl ausverkauft sein.

Frage: Befürchten Sie nicht einen Spießrutenlauf beim Rückspiel in München?

Csernai: Wenn es den Leuten Spaß macht, sich an mir zu reiben, dann bin ich zufrieden. Wenn die Zuschauer wegen mir kommen, wird doch das Stadion voll.

Frage: Wie beurteilen Sie die sportlichen Chancen?

Csernai: Wenn die Bayern so wie gegen Köln spielen, werden wir unser Publikum nicht enttäuschen.

Frage: Denken Sie eigentlich noch gerne an Ihre Münchner Zeit zurück?

Csernai: Mit Abstand betrachtet kann ich heute feststellen, daß ich mir nichts vorzuwerfen habe. Es ist halt immer so in München und es wird auch so bleiben: Siegt der FC Bayern, ist alles in Ordnung, bei Niederlagen ist halt immer der Trainer schuld.

Der 10. Spieltag: Über 200 000 Zuschauer und der dritte Platzverweis für einen Torwart

							Heim		Auswärts	
1. Hamburg	10	7	2	1	22:9	16:4	16:4	9:1	6:5	7:3
2. München	10	6	2	2	22:11	14:6	13:2	8:2	9:9	6:4
3. Stuttgart	10	4	5	1	18:10	13:7	10:4	8:2	8:6	5:5
4. Gladbach	10	5	2	3	21:15	12:8	13:4	9:1	8:11	3:7
5. Bremen	10	4	4	2	14:11	12:8	10:3	9:1	4:8	3:7
6. Düsseldorf	10	4	3	3	22:17	11:9	15:6	7:3	7:11	4:6
7. Uerdingen	10	5	1	4	24:21	11:9	14:9	8:2	10:12	3:7
8. Leverkusen	10	3	4	3	16:14	10:10	10:3	8:2	6:11	2:8
9. Bielefeld	10	4	2	4	12:14	10:10	9:7	7:3	3:7	3:7
10. Köln	10	4	1	5	16:16	9:11	10:4	8:2	6:12	1:9
11. Bochum	10	4	1	5	19:25	9:11	11:7	8:2	8:18	1:9
12. Mannheim	10	3	3	4	13:19	9:11	8:6	6:4	5:13	3:7
13. Nürnberg	10	4	0	6	16:17	8:12	15:7	8:2	1:10	0:10
14. Braunschweig	10	4	0	6	19:23	8:12	15:8	8:2	4:15	0:10
15. Dortmund	10	3	2	5	15:24	8:12	8:7	6:4	7:17	2:8
16. Offenbach	10	4	0	6	15:27	8:12	14:11	8:2	1:16	0:10
17. K'lautern	10	2	3	5	22:25	7:13	15:9	7:3	7:16	0:10
18. Frankfurt	10	1	3	6	16:24	5:15	8:7	5:5	8:17	0:10

● **Platzverweise:** Gleich zwei rote Karten an einem Spieltag. Junioren-Weltmeister Michael Zorc (Dortmund) und Kaiserslauterns Torwart Armin Reichel mußten den Platz wegen Foulspiels vorzeitig verlassen. Reichel ist nach Roland Wabra (1967/Nürnberg) und Helmut Roleder (1983/Stuttgart) erst der dritte Torwart seit Gründung der Bundesliga, der des Feldes verwiesen wurde. Er ist aber bereits der 20. Spieler des 1. FC Kaiserslautern, der die Statistik der Platzverweise mit deutlichem Vorsprung anführt.

● **Zuschauer:** Zum fünften Mal in dieser Saison wurde die Grenze von 200 000 überschritten (214 556). Besonders der 1. FC Köln war erleichtert. In den ersten vier Heimspielen kamen insgesamt nur 31 000 Zuschauer, zum Spiel gegen Bayern München 54 000. Mit 44 000 Besuchern war das Ludwigshafener Südweststadion beim Gastspiel des Hamburger SV (gegen Mannheim) ausverkauft. Gebessert hat sich der Vergleich zum Vorjahr: An zehn Spieltagen kamen bisher 1,9 Millionen Zuschauer – nur 23 000 weniger als 1982.

● **Tore:** Die in der Torschützenliste führenden Spieler hielten sich am zehnten Spieltag zurück. Nur der Uerdinger Funkel war erfolgreich und verbesserte sich mit jetzt sieben Treffern auf den zweiten Platz (zusammen mit Waas und Karl-Heinz Rummenigge). Mit einem Tor Vorsprung führt weiter der Hamburger Dieter Schatzschneider. Das 300. Saisontor wurde bereits im Spiel Offenbach – Uerdingen am Freitag erzielt: Kutzop köpfte es für Offenbach zum 1:2-Anschluß. Insgesamt wurden bisher 59 Tore mehr erzielt als zum gleichen Zeitpunkt des Vorjahres.

● **Jubiläum:** Beim 1:0-Sieg über Mannheim feierte der Hamburger SV seinen 300. Sieg in der Bundesliga. Mehr Erfolge gelangen nur dem FC Bayern München (336) und dem 1. FC Köln (320). – Zwei Kapitäne bestritten ihr 350. Bundesligaspiel: Rudi Kargus (Nürnberg) und Karl-Heinz Körbel (Frankfurt). Roleder (Stuttgart) und Pohl (Bielefeld) spielten zum 200. Mal. – Der Leverkusener Helmut Wojtowicz erzielte sein erstes Tor, es war gleichzeitig der 200. Bundesliga-Treffer der Mannschaft von Bayer Leverkusen.

MOTORSPORT / Ein Prost auf den neuen Weltmeister Nelson Piquet – Bilanz einer Saison, die von Turbos beherrscht wurde

Die Ruhe ist eingekehrt, der Zirkus wird seriös

Hohn und Häme begleiteten die Ingenieure des französischen Staatskonzerns Renault, als sie vor sechs Jahren zum ersten Mal einen Formel-1-Rennwagen mit einem Turbo-Motor bestückten. Die Pioniertat hatte Folgen: Am Samstag wurde zum ersten Mal ein Fahrer Weltmeister, der ganz und gar auf ein Turbo-Aggregat gesetzt hatte. Der Brasilianer Nelson Piquet gewann den Titel auf einem englischen Brabham-Wagen, der von einem rund 600 PS starken Triebwerk der Bayrischen Motorenwerke (BMW) angetrieben wurde. Das Turbo-Zeitalter hat in der Formel 1 in diesem Jahr endgültig begonnen. Von den 15 Rennen dieser Saison wurden 13 mit einem Turbo gewonnen. Nur noch auf den engen Straßenkurven konnten sich jene Fahrer

STANDPUNKT

durchsetzen, die (vorübergehend) noch auf den braven Saugmotor von Ford gesetzt hatten.

In Long Beach gewann der Ire John Watson auf McLaren-Ford, in Monte Carlo der Finne Keke Rosberg auf Williams-Ford und in Detroit der Italiener Michele Alboreto auf Tyrrell-Ford. Doch auch das wird sich ändern. Die Turbos haben mittlerweile auch auf kurvenreichen Strekken, wo extrem viel geschaltet, gebremst und gekuppelt werden muß, ihre Vorzüge. Ihr Ansprechverhalten, wie es in der Fachsprache heißt, ist sehr hoch.

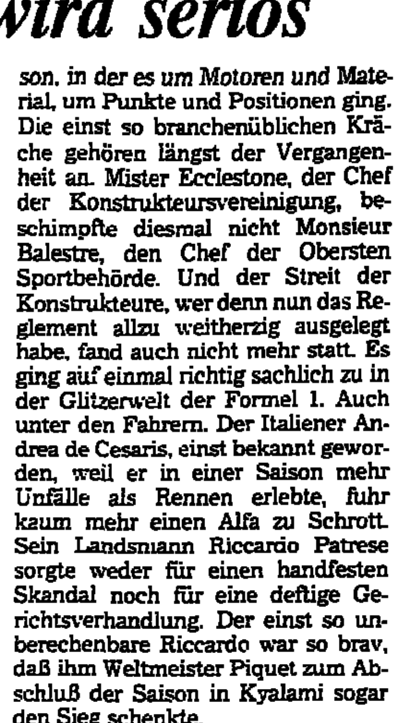
Die Formel 1 im Jahre 1983: Das war eine Saison, in der die deutschen Motorenbauer nach vorn drängten. BMW mit Brabham und – am Samstag in Kyalami – nun auch Porsche mit McLaren. Dennoch halten sich die Hoffnungen auf einen zweiten deutschen Formel-1-Rennstall in Grenzen. So bleibt es weiterhin ein zweifelhafter Spaß, den Bad Dürkheimer ATS-Wagen zu beobachten. Trotz BMW-Motor: In Kyalami brachte *Manfred Winkelhock* den schwarzgelben Renner wieder nicht ins Ziel...

Grand Prix 1983, das war eine Saison, *in der es um Motoren und Material*, um Punkte und Positionen ging. Die einst so branchenüblichen Kräche gehören längst der Vergangenheit an. Mister Ecclestone, der Chef der Konstrukteursvereinigung, beschimpfte diesmal nicht Monsieur Balestre, den Chef der Obersten Sportbehörde. Und der Streit der Konstrukteure, wer denn nun das Reglement allzu weitherzig ausgelegt habe, fand auch nicht mehr statt. Es ging auf einmal richtig sachlich zu in der Glitzerwelt der Formel 1. Auch unter den Fahrern. Der Italiener Andrea de Cesaris, einst bekannt geworden, weil er in einer Saison mehr Unfälle als Rennen erlebte, fuhr kaum mehr einen Alfa zu Schrott. Sein Landsmann Riccardo Patrese sorgte weder für einen handfesten Skandal noch für eine deftige Gerichtsverhandlung. Der einst so unberechenbare Riccardo war so brav, daß ihm Weltmeister Piquet zum Abschluß der Saison in Kyalami sogar den Sieg schenkte.

In Kyalami, beim Finale der Formel-1-Weltmeisterschaft 1983, übertrugen dreißig Fernsehanstalten das Rennen in alle Welt. Die Formel 1, die größte Show der Welt, hatte ihre Reputation als höchste und wertvollste Motorsportklasse eindrucksvoll zurückgewonnen. So gesehen ist auch die Rückkehr früherer Branchen-Stars verständlich: Emerson Fittipaldi, Alan Jones und Carlos Reutemann wollen 1984 wieder dabei sein. Und angesichts der Seriosität der großen Werke BMW, Porsche, Renault, Ferrari, Honda und Alfa Romeo ist das nur logisch. Die Formel 1, die einst zum Spielplatz von Millionärssöhnen zu verkommen schien, ist wieder zum Arbeitsplatz ernstzunehmender Profis geworden.

Nelson Piquet, der neue Weltmeister, ist geradezu das Spiegelbild einer Branche, die Glanz und Glamour nur noch dann versprüht, wenn sie sich einem Millionenpublikum im Rampenlicht präsentiert. Da spürt man nichts mehr von jenem Hasardspiel, *das einst entsetzliche Unfälle* mit Todesfolge produzierte. So verändert die Zeit Zeiterscheinungen.

KLAUS BLUME





Ohne Champagner-Dusche keine Grand-Prix-Feier: Weltmeister Nelson Piquet (links) und Riccardo Patrese, der Sieger von Kyalami. FOTO: DPA

Der Rennverlauf: Laudas Fahrkunst doch gestoppt

sid/DW. **Kyalami**

Der 15. und letzte Lauf zur Formel-1-Weltmeisterschaft 1983 in Kyalami war zum einen die überlegt-kontrollierte Fahrt des späteren Weltmeisters Nelson Piquet (Brasilien), zum anderen war das Rennen vom Kampfeswillen und der Fahrkunst des früheren Weltmeisters Niki Lauda (Österreich) geprägt.

Piquet, vor dem Rennen Zweiter in der WM-Wertung hinter dem Renault-Piloten Prost, hatte angekündigt: „Ich werde versuchen zu gewinnen, nur das ist meine Taktik." Piquet hatte einen Blitzstart, brauchte beim Boxenstopp, wo alle vier Räder gewechselt und der Tank aufgefüllt wurde, nur 9,20 Sekunden!

Für seine hartnäckigsten Konkurrenten im Kampf um den Weltmeistertitel, Alain Prost (Renault) und Renè Arnoux (Ferrari), kam vorzeitig das Aus. Arnoux schied in der zehnten Runde mit Motorschaden aus, Prost stellte seinen Renault nach 34 Runden mit Schaden am Turbolader ab.

Für Piquet das Signal, seinen Turbolader zurückzudrehen, um nur noch vorsichtig zu fahren. Der Brasilianer ließ seinen italienischen Teamkollegen Riccardo Patrese davonziehen, ein Abschiedsgeschenk für den Italiener, der 1984 nicht mehr bei Brabham-BMW fahren wird.

Niki Lauda hatte sich auf dem McLaren-Porsche in der ersten Renn-Hälfte vom 12. Startplatz auf den dritten Platz vorgekämpft. Nach mißglücktem Boxenstopp fürs Nachtanken (23,15 Sekunden Pause!) jagte er vom siebenten Platz aus an Piquet vorbei – bis auf den zweiten Rang. Doch fünf Runden vor Schluß streikte der Turbolader – aus. Porsche Projektleiter Hans Mezger: „Wir hatten Lauda gesagt, er brauche das Rad, um den Turbodruck zu erhöhen, nicht anzufassen." Das war der entscheidende Fehler. So siegte Patrese vor Andrea de Cesaris (Alfa Romeo) und Nelson Piquet.

Der schnellste Mann der Welt liebt Einsamkeit, Bratkartoffeln, Pfifferlinge

K. Bl. **Bonn**

„Es gibt wichtigere Dinge im Leben eines Menschen, als Formel-1-Weltmeister zu werden." Ein Grundsatz des nun zweimaligen Formel-1-Weltmeisters Nelson Piquet aus Brasilien. Ein Grundsatz, der widersprüchlich scheint, denn kein anderer Rennfahrer der Grand-Prix-Zunft arbeitet so diszipliziert und intensiv wie Piquet – Niki Lauda ausgenommen.

Deshalb ist das Piquet-Prinzip zu erklären: Zum einen bedeutet es, nicht das Leben als unbedingten Einsatz für diesen Beruf zu wagen, zum anderen gewährt es die Chance zur Distanz gegenüber dieser Arbeit.

Im nächsten Jahr wird Piquet seine sechste Formel-1-Saison für das englische Brabham-Team bestreiten. 1981 war der nun 31 Jahre alte Brasilianer zum ersten Mal Formel-1-Weltmeister. Sein Weg ist der eines Mannes, der ohne Wenn und Aber auf solche Erfolge hingearbeitet hat.

Mit 16 Jahren, als Piquet in Brasilien noch unter seinem bürgerlichen Namen Carlos Maria Soutomajor als begabter Nachwuchsspieler eine Tenniskarriere anstrebte, forderte ihn sein Vater zu einem Spiel heraus. Der Vater sagte: „Wenn du mich schlägst, hast du einen Wunsch frei." Der Sohn gewann und wünschte sich einen Formel-V-Rennwagen. Der Vater hielt Wort, doch der Sohn mußte sich der Familie zuliebe ein Pseudonym für die Rennfahrerei zulegen: Nelson Piquet, den Mädchennamen seiner Mutter. Der Grund: Der inzwischen verstorbene Vater Soutomajor, Arzt, Kongreßabgeordneter und später Gesundheitsminister von Brasilien, wollte seinen guten Namen nicht für eine so wenig berechenbare Sache wie eine Rennfahrer-Karriere hergeben. Außerdem sollte Nelson gefälligst Rechtsanwalt werden.

Was der freilich nicht tat, sondern erst einmal in Kalifornien das Ingenieurstudium aufnahm, um als künftiger Rennfahrer etwas über Technik zu lernen. Später, in England, als er mit einer Bankgarantie von 160 000 Mark und einer Empfehlung des früheren brasilianischen Weltmeisters Emerson Fittipaldi beim damaligen March-Chef Max Mosley vorsprach und abgelehnt wurde, ließ er sich Niki Laudas Formel-1-Buch ins Portugiesische übersetzen. Um Theorie zu pauken. Die Praxis begriff er als privater Formel-3-Fahrer in Italien.

Nelson Piquet, ein Vollprofi, der sich und seine Branche so sieht: Über Geld sagt er: „Natürlich fahre ich nicht für lächerliche 200 000 Dollar Jahresgage Grand-Prix-Rennen. Doch Geld war noch nie das Wichtigste in meinem Leben. Ein eigenes Flugzeug, wie es viele meiner Kollegen besitzen, reizt mich nicht. Wichtig ist, glücklich zu sein, gute Freunde zu haben."

Alle Grand-Prix-Sieger der Formel-1-Saison

DW. **Bonn**

Nelson Piquet ist der siebente Formel-1-Weltmeister, der den Titel zweimal gewann. An der Spitze stehen der Argentinier Juan Manuel Fangio mit fünf vor dem Australier Jack Brabham mit drei Titeln. – 1983 dominierten die Turbo-Motoren. Nur dreimal wurde mit einem herkömmlichen Saugmotor gewonnen. Das gelang Watson, Rosberg und Alboreto.

Die Sieger der Saison 1983: Brasilien: Piquet (Brasilien) auf Brabham-BMW; Long Beach: Watson (Irland) auf McLaren-Ford; Frankreich: Prost (Frankreich) auf Renault; *San Marino*: Tambay (Frankreich) auf Ferrari; Monaco: Rosberg (Finnland) auf Williams-Ford; Belgien: Prost; Kanada: Arnoux (Frankreich) auf Ferrari; Detroit: Alboreto (Italien) auf Tyrrell-Ford; England: Prost; Deutschland: Arnoux; Österreich: Prost; Holland: Arnoux; Italien: Piquet; Brands Hatch: Piquet; Südafrika: Patrese (Italien) auf Brabham-BMW.

Piquet über seine Auftritte in der Öffentlichkeit: „Auch ein Weltmeister will einmal abschalten, und ich hasse es, wenn mich die Leute einfach als attraktive Zirkusnummer herumreichen wollen."

Piquet über die Zeit nach einem Rennen: „Ich brauche danach ruhige Tage, um wieder gesund zu werden. Denn nach jedem Rennkilometer bekommt man blaue Flecken an Beinen und Armen. Im Hirn tanzen bei jeder *Bodenwelle die Sterne und die Rippen schreien in jeder Kurve vor Schmerzen*."

Piquet über die Rolle des Formel-1-Rennfahrers: „Der Fahrer ist nur fünfzig Prozent vom Team. Allein kann er nichts ausrichten, da muß auch die Umgebung stimmen."

Piquet über seinen Rennwagen Brabham-BMW: „Ich glaube so fest an meinen Brabham-BMW, daß ich – wenn mich das Geld nicht reuen würde – bei den englischen Buchmachern schon einige Pfunde auf mich gesetzt hätte."

Piquet über tödliche Unfälle in der Formel 1: „In der Nacht nach der Tragödie um Gilles Villeneuve hat mich der Unfall nicht in Ruhe gelassen. Es war etwa zwei Uhr morgens, als mich meine Freundin Sylvia am Arm riß – ich hatte wie ein Wahnsinniger im Schlaf geschrien. Am nächsten Morgen, beim Training, tanzte der Villeneuve-Unfall ständig wie ein nicht endenwollender Totentanz vor meinen Augen."

Es gebe wichtigere Dinge im Leben, als Formel-1-Weltmeister zu werden. Das hat der zweimalige Formel-1-Weltmeister Nelson Piquet als Lebensprinzip erhoben. Aber sobald im Fernsehen ein Autorennen gezeigt wird, schnellt seine Pulsfrequenz von 50 auf 120 Schläge in der Minute hoch. So braucht er denn die Distanz zu dem, was ihn leidenschaftlich anzieht – nämlich Autorennen. Die Parties, die Werksauftritte der Formel 1 läßt er aus. Er verkriecht sich statt dessen lieber mit seiner Freundin Sylvia, einer Holländerin, die mit dem verstorbenen italienischen Grafen Augusta verheiratet war, an irgendeinem Ort, wo ihn niemand vermutet. Oder er kreuzt mit seiner Yacht im Mittelmeer, allenfalls auffindbar durch verschlüsselte Funksprüche.

Wer ihn, den Dauerläufer, Windsurfer und Segler im Jetset sucht, in Nobelherbergen oder Feinschmekker-Restaurants, der sucht vergebens. Wo es Handfestes gibt, da läßt er sich gerne nieder: bei Bratkartoffeln, Pfifferlingen, Wiener Schnitzel und Eis mit frischen Beeren. „Ich brauche ein ruhiges Leben", sagt der schnellste Autorennfahrer der Welt.

GALOPP

Zweite Plätze in Mailand

H. S. **Mailand**

Zwei ausgezeichnete zweite Plätze belegten deutsche Galopper am Samstag bei einem Gastspiel auf der Mailänder Rennbahn San Siro. Im Premio Vittorio di Capua (1600 m, Europa-Gruppe II) belegte der von Hein Bollow trainierte Hengst Solarstern (Lutz Mäder) eine halbe Länge hinter dem französischen Hengst Coquelin einen mit 23 800 Mark dotierten zweiten Rang. Eine Stunde später kam Gestüt Fährhofs Derby-Dritter Ocos unter Jockey Georg Bocskai im Premio Carlo Porta (2000 m, Europa-Gruppe III) ebenfalls auf den Ehrenplatz. Der von Heinz Jentzsch trainierte Hengst wurde von dem Franzosen Overdose um eine Länge geschlagen. Hierfür kassierte das Gestüt Fährhof als Besitzer 18 700 Mark.

Mit einem Sieg der 28:10-Favoritin April Love unter Jockey Reiner Ulrich endete gestern in Krefeld das Dujardin-Jagdrennen, mit 40 0000 Mark das wertvollste für dreijährige Hindernispferde. Fünfeinhalb Längen Vorsprung hatte die Siegerin nach 3500 m vor Spragon unter Stefan Wegner und Wallone unter Dieter Ehlen, womit der Favoriteneinlauf im Feld der 13 Teilnehmer komplett wurde.

ITALIEN

Demütigende Niederlage

sid/dpa, **Neapel**

Vor zwölf Monaten schwelgte Italiens Fußball-Welt noch in euphorischen Klängen. Jetzt wurde der Weltmeister in die Schranken gewiesen. Schweden besiegte die Italiener in Neapel mit 3:0 und raubte ihnen damit die letzte Hoffnung, sich noch für die Europameisterschafts-Endrunde zu qualifizieren. Die Italiener blieben auch im sechsten EM-Qualifikationsspiel ohne Erfolg und haben bei den noch ausstehenden beiden Spielen gegen die CSSR und Zypern selbst im Siegfall keine Chance mehr auf den Gruppensieg.

Nach dem 3:0-Sieg im Freundschaftsspiel gegen Griechenland wurde Italiens Presse von der „demütigendsten Niederlage seit 28 Jahren" (La Stampa) völlig überrascht, während Enzo Bearzot, Italiens Teamchef, relativ gelassen reagierte. Er bewertete den Rückschlag als „heilsame Niederlage" und blickte schon in die Zukunft: „Es muß noch viel gearbeitet und geschliffen werden, bis wir wieder eine starke Mannschaft für die WM 86 in Mexiko haben werden." Ob seine Elf dabeisein wird, ist noch ebenso fraglich wie die Frage nach dem ersten Platz in der EM-Gruppe 5, auf den sich Schweden, Rumänien und die CSSR Hoffnung machen.

RADSPORT

Kelly letzter Saison-Sieger

DW./sid, **Como**

Weltmeister Greg Lemond (USA) und Sean Kelly (Irland) waren die letzten Sieger der Straßensaison der Radprofis. Der amerikanische Weltmeister gewann die mit 30 000 Mark dotierte Gesamtwertung aller wichtigen Profi-Straßenrennen dieses Jahres, Sean Kelly siegte beim letzten klassischen Rennen, der 77. Lombardei-Rundfahrt über 253 Kilometer von Brescia nach Como.

Nach Eddy Merckx (Belgien), dessen Landsmann Freddy Maertens und dem Franzosen Bernard Hinault ist Greg Lemond der vierte Weltmeister, der sich im gleichen Jahr auch die Super-Prestige-Wertung des besten Fahrers der Saison sicherte. Sean Kelly belegte den zweiten Platz vor den beiden früheren Weltmeistern Guiseppe Saronni (Italien) und Jan Raas (Holland). Bei strömendem Regen hatten am Samstag 104 Fahrer das Rennen zur Lombardei-Rundfahrt aufgenommen. Als Sean Kelly nach 253 Kilometern das Rennen vor Greg Lemond gewonnen hatte, jubelte er. Denn der Ire, seit Jahren einer der Großen seiner Zunft, hatte zum ersten Mal ein klassisches Eintagsrennen gewonnen. Kelly: „So etwas eröffnet geradezu neue Horizonte."

SPORT-NACHRICHTEN

Cerne: Auftakterfolg

Rochester (sid) – Zum Auftakt der olympischen Eislauf-Saison zeigte sich der zweimalige deutsche Meister Rudi Cerne (Herne) in beachtlicher Frühform: Beim „Skate America", dem ersten großen Wettbewerb, belegte er den zweiten Platz hinter dem Amerikaner Brian Boitano.

Handball: Ausgeschieden

Saintes (sid) – Durch die beiden Niederlagen gegen Gruppenfavorit Polen (11:16) und Schweden (16:21) verpaßten die Handball-Juniorinnen des Deutschen Handball-Bundes (DHB) den Einzug in die Endrunde der IV. Weltmeisterschaft.

Sieg und Sperre

Sydney (sid) – Im Finale der Internationalen Hallen-Tennis-Meisterschaften von Australien in Sydney gewann der Amerikaner John McEnroe zwar mit 6:1, 6:4, 7:5 gegen den Franzosen Henri Leconte, kassierte aber eine 1500-Dollar-Strafe wegen „Beleidigung eines Offiziellen" und überschritt damit das Limit von 7500 Dollar in zwölf Monaten. Damit ist er jetzt automatisch für drei Wochen gesperrt.

Sorgen um Schuster

Barcelona (dpa) – Der Einsatz von Bernd Schuster im Qualifikationsspiel zur Fußball-Europameisterschaft gegen die Türkei ist fraglich. Schuster schied im Spiel seines Clubs FC Barcelona gegen Valladolid mit Verdacht auf Muskelriß aus und muß mindestens zwei Wochen pausieren, falls sich der Verdacht bestätigt.

Sperre reduziert

Madrid (sid) – Von ursprünglich 18 auf jetzt 10 Spiele wurde die Sperre des spanischen Fußball-Nationalspielers Andoni Giocoechea (Athletico Bilbao) reduziert. Goicoechea hatte Barcelonas Starspieler Maradona durch ein Foul schwer verletzt.

Golf: Nach alles offen

Palm Beach Gardens (sid) – Zum erstenmal in der Geschichte des seit 1927 ausgetragenen Ryder-Cups hält die europäische Golf-Auswahl vor dem Finale auf amerikanischem Boden ein Unentschieden. Entscheidenden Anteil am 8:8-Zwischenergebnis hatte der Anhausener Bernhard Langer. Mit drei Siegen aus vier Partien mit seinem britischen Partner Nick Faldo gehört er zu den erfolgreichsten Teilnehmern.

Zwei Titel an Zenkner

Gütersloh (sid) – Zwei Titel errang Favorit Klaus Zenkner bei den Deutschen Billard-Meisterschaften in Gütersloh. Der Münchner verteidigte seinen Titel im Einband durch einen 2:0-Finalsieg über Thomas Wildförster (Velbert). Außerdem gewann Zenkner den Fünfkampf-Wettbewerb.

Noch ein Box-Profi

Berlin (dpa) – Kurz nach dem Wechsel von Thomas Claßen (Düsseldorf) und Graziano Rocchigiani (Berlin) will jetzt auch der ältere Rocchigiani-Bruder Ralf (20) ins Profi-Lager wechseln und in dieser Woche einen entsprechenden Vertrag abschließen.

Mäßiger Vorverkauf

Berlin (dpa) – Erst 20 000 Eintrittskarten wurden für das Europameisterschafts-Qaualifikationsspiel gegen die Türkei am 26. Oktober im Berliner Olympiastadion verkauft. Der Veranstalter rechnet trotzdem mit rund 60 000 Besuchern.

JUDO

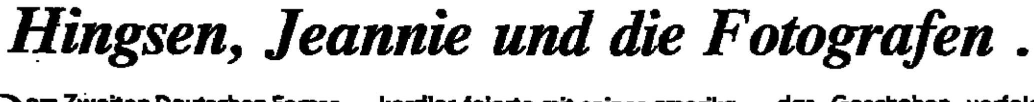
Zufriedener Klaus Glahn

sid, Moskau

„Licht und Schatten waren gleichmäßig verteilt. Günther Neureuther erfüllte die Erwartungen, Steffen Stranz übertraf sie." So umriß Klaus Glahn ein kurzes Fazit der Judo-Weltmeisterschaften in Moskau aus deutscher Sicht (zwei Bronzemedaillen). Halbschwergewichtler Günther Neureuther (28) ist der absolute Star im Deutschen Judo-Bund (DJB), Weltergewichtler Steffen Stranz (23) könnte mal einer werden. Der Mann aus Kassel, international noch ziemlich unbekannt, kämpfte unorthodox, war schwer auszurechnen, aber damit erfolgreich. Glahn, Vieze-Präsident des deutschen Verbandes: „Im nächsten Jahr wird das alles anders werden, jetzt kennt man ihn nämlich. Da geht jeder Gegner ganz anders 'ran."

Zweimal Bronze, vor zwei Jahren gab's in Maastricht *gar nichts*, vermochte auch gewisse Enttäuschungen nicht zu übertünchen. Im Schwergewicht verlor Alexander von der Gröben bereits im ersten Kampf. Und wenn Halbleichtgewichtler James Rohleder zweimal auf den gleichen Wurf eines Gegners hereinfällt, spricht das auch eher gegen ihn. Glahn: „Er ist zwar schon 28 Jahre alt, aber er muß noch viel an sich arbeiten."





Hingsen, Jeannie und die Fotografen . . .

Dem Zweiten Deutschen Fernsehen war es im „Sportstudio" am Samstagabend den ersten Bericht wert. Noch vor Fußball-Bundesliga und Formel-1-Entscheidung wurde Privates gezeigt, was in diesem Falle offensichtlich schon dem ganzen Sportvolk gehört: eine Hochzeit in der Düsseldorfer Basilika St. Lambertus. Als Jürgen Hingsen und Jeannie Purcell Ringe und Küsse wechselten, gab es ein regelrechtes Blitzlichtgewitter. Der Zehnkampf-Weltrekordler feierte mit seiner amerikanischen Braut eine Hochzeit, die fast schon Ausmaße annahm, die in dem Spott seines schärfsten Konkurrenten Daley Thompson schon immer anklangen: „Hollywood-Hingsen". Nach der Trauung setzte sich dann das Paar noch einmal in Positur. Unser Fotograf stellte sich hinter die beiden, um die Szene zu erfassen: Belagerungszustand eines Paares, der Rummel wäre einer Fürstenhochzeit würdig gewesen. Da auch zahllose Schaulustige das Geschehen verfolgten, fanden erst später eingetroffene Hochzeitsgäste nur noch Stehplätze am Rande des Mittelschiffes in der Basilika der Düsseldorfer Altstadt. Darunter Hochspringer Dietmar Mögenburg und 800-m-Weltmeister Willi Wülbeck. Für den musikalischen Rahmen sorgte die Sopranistin Nassrin Azarmi von der Deutschen Oper am Rhein. Trauzeugen waren Weitspringer Joachim Busse und eine amerikanische Freundin von Jeannie.

FOTOS: MÜLLER/PERENYI

Sport in Zahlen . . . Sport in Zahlen . . . Sport in Zahlen . . .

MOTORSPORT

Großer Preis von Südafrika (77 Runden = 315,9 km): 1. Patrese (Italien) Brabham-BMW-Turbo 1:33:25.708 Std. (= 202,930 km/h), 2. de Cesaris (Italien) Alfa Romeo Turbo 1:33:35.027, 3. Piquet (Brasilien) Brabham-BMW-Turbo 1:33:47.67, 4. Warwick (England) Toleman-Hart-Turbo 1 Rd. zur., 5. Rosberg (Finnland) Williams-Honda-Turbo 1 Rd., 6. Cheever (USA) Renault-Turbo 1 Rd., 7. Sullivan (USA) Tyrrell-Ford 2 Rd., 8. Surer (Schweiz) Arrows-Ford 3 Rd., 9. Boutsen (Belgien) Arrows-Ford 4 Rd., 10. Jarier (Frankreich) Ligier-Ford 4 Rd. – Endstand der WM: 1. Piquet 59 Punkte, 2. Prost (Frankreich) 57, 3. Arnoux (Frankreich) 49, 4. Tambay (Frankreich) 40, 5. Rosberg 27, 6. Watson (England) und de Cesaris (Italien) je 15, 9. Mansell (England) 14, 10. Patrese 13, 11. Lauda (Österreich) 12, 12. Laffite (Frankreich) 11, 13. Alboretto (Italien) 10, 14. Warwick 7, 15. Surer 4, 16. Baldi (Italien) 3, 17. Sullivan und de Angelis (Italien) je 2, 19. Cecotto (Venezuela) und Giacomelli (Italien) je 1.

RINGEN

Bundesliga, 9. Wettkampftag, Gruppe West: Goldbach – Aldenhoven 21:16,5, Schifferstadt – Köllerbach 27,5:18,5, Bonn-Duisdorf – Witten 7,5:28. – Gruppe Süd: Wiesental – Hallbergmoos 30,5:7,5, Freiburg-Haslach – Reilingen 11,5:25, Aalen – Urloffen 28:9.

VOLLEYBALL

Bundesliga, Herren, 4. Spieltag: Paderborn – Fort. Bonn 3:0, Hamburg – München 2:3, SSF Bonn – Norderstedt 1:3, Frankfurt – Passau 3:1.

JUDO

Weltmeisterschaften in Moskau, Endstand, Halbmittel (bis 78 kg): 1. Hikage (Japan), 2. Adams (England), 3. Fratica (Rumänien) und Kabarell (UdSSR). – Endstand Mittel (bis 86 kg): 1. Ultsch („DDR"), 2. Canu (Frankreich), 3. Berland (USA) und Nose (Japan).

BILLARD

Deutsche Meisterschaften in Gütersloh im Cadre 47/2: Finale: 1. Hose – Wildförster (beide Hochfeld) 2:0, um Platz drei: Wernikowski (Gelsenkirchen) – Müller (Neunkirchen) 2:0.

KUNSTTURNEN

Damen-Länderkampf Deutschland – USA in Berlin, Endstand: 1. Deutschland 383,325 Punkte, 2. USA 381,575. – Inoffizielle Einzelwertung: 1. Haug (Berlin) 77,850, 2. Johnson 77,225, 3. McNamra 77,175, 4. Bileck 77,000, 5. Schwarm (Niederwörresbach) 76,600, 6. Wilhelm (Wolfsburg) 76,425, 7. Lehmann (Berlin) 75,825.

FUSSBALL

Erste englische Division: Arsenal – Coventry 0:1, Aston – Birmingham 1:0, Everton – Luton 0:1, Ipswich – Queen's Park 0:2, Leicester – Southampton abgebrochen, Manchester United – Bromwich 3:0, Sunderland – Stoke 2:2, Watford – Norwich 1:3, West Ham – Liverpool 1:3, Wolverhampton – Tottenham 2:3. – Tabellenspitze: 1. Manchester United 19 Punkte, 2. West Ham 18, 3. Queen's Park, 4. Southampton, 5. Liverpool alle 17 Punkte.

„DDR"-Pokal, Achtelfinale: Jena – Zwickau 4:1, Lok. Leipzig – Magdeburg 0:2, Erfurt – Dresden 0:5, Riesa – Stralsund 3:1, Frankfurt – Brandenburg 4:2, Rostock – Karl-Marx-Stadt (Chemnitz) 1:3, Aue – Babelsberg 4:2, Dynamo Berlin – Halle 5:2.

2. Liga, 12. Spieltag:

Saarbrücken – Freiburg	4:4	(2:3)
Solingen – Osnabrück	2:0	(0:0)
Schalke – Hannover	5:1	(2:0)
SCC Berlin – Köln	2:1	(1:0)
Ulm – Hertha BSC	2:2	(1:1)
Stuttgart – Aachen	1:2	(0:0)
Essen – Darmstadt	4:0	(2:0)
Oberhausen – Karlsruhe	1:0	(0:0)
Lüttringh. – Wattenscheid	2:1	(0:1)
Kassel – Duisburg	0:1	(0:0)

DIE TABELLE

1. Karlsruhe	11	8	3	0	30:12	19:3
2. Schalke	12	8	3	1	27:12	19:5
3. Aachen	12	6	5	1	18:9	17:7
4. Kassel	11	7	2	2	28:14	16:6
5. Freiburg	12	6	4	2	18:14	16:8
6. Duisburg	11	6	3	2	22:8	15:7
7. Solingen	12	5	5	2	19:14	15:9
8. Hertha BSC	12	4	5	3	24:16	13:11
9. Köln	12	3	5	4	25:24	11:13
10. Saarbrücken	12	4	3	5	15:24	11:13
11. Osnabrück	12	4	2	6	11:19	10:14
12. Darmstadt	12	3	4	5	14:26	10:14
13. Wattensch.	11	2	5	4	12:16	9:13
14. Ulm	12	3	3	6	20:24	9:15
15. Essen	12	3	3	6	17:21	9:15
16. SCC Berlin	12	4	1	7	10:20	9:15
17. Lüttringh.	11	2	3	6	10:19	7:15
18. Hannover	12	1	5	6	12:23	7:17
19. Oberhausen	11	2	2	7	13:18	6:16
20. Stuttgart	12	1	4	7	15:25	6:18

● Das Spiel Karlsruher SC–Fortuna Köln (4:3) ist in der Tabelle nicht berücksichtigt, da das Sportgericht das Ergebnis annulliert hat.

Die nächsten Spiele: Freitag, 21. 10., 19.30 Uhr: Wattenscheid – Oberhausen; 20.00 Uhr: Aachen – Lüttringhausen, Essen – SCC Berlin; Samstag, 22. 10., 15.30 Uhr: Hannover – Ulm, Hertha BSC – Solingen, Köln – Stuttgart, Darmstadt – Osnabrück; Sonntag, 23. 10., 15.00 Uhr: Duisburg – Schalke, Karlsruhe – Saarbrücken, Freiburg – Kassel.

GEWINNZAHLEN

Lotto: 7, 9, 12, 20, 33, 46, Zusatzzahl 21. – Spiel 77: 8 0 4 4 6 8 0. – Glücksspirale: Endziffern: 83, 530, 9846, 52 540 917 943, 8 664 343. – Prämienziehung: 434 512, 685 374, 659 846. **Rennquintett:** Rennen A: 7, 3, 12 – Rennen B: 28, 26, 25.

(Ohne Gewähr)

HOCKEY / Frankenthal wieder deutscher Meister

Warum der Winzer Dopp nicht im Weinberg war

C. P. DÖTSCH, Köln

Die Herbstzeit ist Weinzeit für den Frankenthaler Heiner Dopp. Dann ist der Winzer mehr in den Weinbergen zu finden als auf dem Hockey-Platz. So auch noch 24 Stunden vor dem 41. Endspiel um die Deutsche Feldhokkey-Meisterschaft. „Das ist halt mein Beruf, und der geht auch einer sportlich so entscheidenden Phase einfach vor", sagt der Nationalspieler. Gestern fühlte sich Dopp dann auf dem Hockey-Platz in seinem Element. Vergessen die schwere Arbeit in den letzten Wochen, nur ein Gedanke beherrschte ihn: mit seiner TG 46 Frankenthal die dritte deutsche Meisterschaft zu erringen. Schwarz-Weiß Köln hieß der Gegner, der zudem auch noch Heimrecht besaß und mit einer Unterstützung von 2500 Zuschauern seinen zweiten Meistertitel anpeilte.

Aber Heiner Dopp war der spielentscheidende Akteur. Als Köln in der zweiten Halbzeit mit mehreren guten Chancen nichts anzufangen wußte, der Uhrzeiger dann immer mehr auf das Ende der regulären Spielzeit hinwanderte und sich Spieler wie Zuschauer schon innerlich auf eine Verlängerung eingestellt hatten, da schlug der Winzer zu. Zunächst in der 60. Minute gab er einen Freischlag mustergültig vor das Kölner Tor, sein früherer Nationalmannschaftskamerad Peter Trump, der vor wenigen Wochen auf eigenen Wunsch seine internationale Karriere beendete, sprang in diesen Paß und drückte den Ball über die Torlinie zum 1:0. Aber damit war für Heiner Dopp die Arbeit noch längst nicht getan.

Verständlich, daß angesichts des 0:1-Rückstandes und der immer mehr davonlaufenden Zeit die Kölner nun ihr Deckungskonzept aufgaben und praktisch alle Mann nach vorne beorderten. Zwei dicke Chancen boten sich auch mit zwei Strafekken, aber beide brachten nichts ein. Im Gegenteil: die zweite wurde abgefangen, der Ball kam zum an der Mittellinie lauernden Dopp. Dieser nun schnappte sich den Ball, zog auf und davon, umspielte im Vorbeigehen schnell noch zwei Kölner Abwehrspieler und schlenzte dann aus kurzer Distanz zum alles entscheidenden 2:0 für Frankenthal ein.

Das Spiel war gelaufen, auf Kölner Seite gab es Resignation. Die Frankenthaler mußten dagegen per Lautsprecher aufgefordert werden, ihre Jubelszenen zunächst einmal zu unterbrechen, um sich die offiziellen Glückwünsche und die goldenen Meisternadeln nebst Siegerpokal abzuholen.

„Meine schönste deutsche Meisterschaft", strahlte Ex-Nationalspieler Peter Trump – und er hat schon eine Menge davon. „Die Arbeit der letzten Wochen in den Weinbergen hat sich gelohnt", so der gefeierte Star und zweite Torschütze Heiner Dopp.

Im Gesamturteil über das Endspiel waren sich alle einig – ein verdienter, wenngleich auch glücklicher Sieg der Frankenthaler. „Sie haben etwas mannschaftsdienlicher gespielt als die Kölner", urteilte Verbandssportwart Hugo Budinger nach den 70 Minuten, und der Bundestrainer Klaus Kleiter, der den Frankenthalern schon vor dem Endspiel die Favoritenbürde auferlegt hatte, sah sich in seiner Meinung bestätigt: „Die beste deutsche Vereinsmannschaft hat verdient den Titel errungen!"

Einer hatte überhaupt keinen Spaß an diesem Sonntagvormittag, der 38jährige Kölner Rolf-Dieter Gaul, der seit 23 Jahren in der Mannschaft von Schwarz-Weiß Köln spielt und seine Laufbahn mit der Teilnahme am Europacup beenden wollte: „Ob ich jetzt auf die nächste Chance warte oder doch Schluß mache, muß ich mir überlegen". Er fand nur schwer seine gewohnt gute Laune wieder. Die kam auch nicht auf, als man ihm ein Glas Wein anbot – es war Dopp-Wein . . .

KUNSTTURNEN / Länderkampfsieg über die USA

Trainer Prorok: „Das war die Überraschung überhaupt"

MANFRED RUHRROTH, Berlin

Yvonne Haug, die deutsche Kunstturnmeisterin, mochte es gar nicht fassen: „Mein Gott, wir haben gewonnen, die Amerikanerinnen haben verloren." Ihre Riegenkameradin Astrid Beckers sah es nüchterner: „Komm, Mädchen, bleib auf dem Teppich. Wer so viel verturnt, muß damit rechnen." Bundestrainer Vladimir Prorok stufte dennoch den Länderkampfsieg der deutschen Kunstturnerinnen über die USA mit 383,325:381,575 Punkten als „Turnüberraschung des Jahres" ein. Noch mehr Lob gab es in Berlin von der amerikanischen Oberkampfrichterin im Internationalen Turnerbund (FIG), Jackie Fie: „Mit diesen Leistungen werdet ihr bei den Weltmeisterschaften in der nächsten Woche in Budapest sogar Sechste."

Das sind wohl doch zuviel Vorschußlorbeeren. Denn in der amerikanischen Riege, die zu den fünf besten der Welt gehört, fehlten Laurine Durham und Mary-Lou Retton. Jene Turnerinnen werden von dem früheren rumänischen Star-Trainer Bela Karoly (Ex-Coach von Nadia Comaneci) betreut. Offiziell hatte Karoly mitteilen lassen, seine Turnerinnen seien verletzt. Offenbar aber schont wohl der erfahrene Karoly seine Turnerinnen für die Weltmeisterschaften in Budapest.

Nachdem die deutsche Riege den Pferd-Sprung gewonnen hatte, schienen die Amerikanerinnen am Stufenbarren verunsichert. Trotz eines Absteigers erhielt jedoch die WM-Dritte Juliane McNamara noch 9,50 Punkte. Ohne Patzer hätte sie wahrscheinlich 10 Punkte erreicht. Was die Amerikanerinnen können, zeigten Pamela Bileck (9,95 Punkte) und Kathy Johnson (9,80 Punkte) am Boden. Und Kathy Johnson, die WM-Dritte von 1978 in Straßburg, bewies darüber hinaus, daß man auch heute mit 24 Jahren noch zur Weltspitze der Kunstturnerinnen gehören kann.

Die deutschen Turnerinnen zeigten in der Pflicht viel Perfektion, in der Kür ordentliche Standfestigkeit und Kampfeswillen. Yvonne Haug aus Berlin, Siegerin der inoffiziellen Einzelwertung, turnte sicher und beständig. Heike Schwarm (Niederwörresbach) hat sich enorm verbessert, und Anja Wilhelm aus Wolfsburg hat nun wohl doch Aussichten, in Budapest die Einzelfinals am Schwebebalken und am Boden zu erreichen. In Berlin rutschte sie am Boden zwar aus, doch ihre Kür mit Tsukahara, Doppelsalto und sogar dreifacher Schraube auf der zweiten Bahn sind auch bei strenger Wertung 9,80 Punkte wert. In Budapest will die deutsche Riege Achte werden – das ist realistisch, wenn sich niemand verletzt.

Jutta v. Marnitz

geb. v. Wernitz-Keibel

* 10. 7. 1929 † 11. 10. 1983

Wir nehmen Abschied in Liebe und tiefer Trauer.

Klaus v. Marnitz
Thomas v. Marnitz
Bettina Thut v. Marnitz geb. v. Marnitz
Frederić Thut
Ella v. Marnitz
Herbert Wichmann, Kapitän zur See a. D.
Margot Wichmann geb. v. Kotsch
Barbara Gerstmann geb. v. Wernitz-Keibel und Familie
Carola Reith geb. v. Wernitz-Keibel und Familie
Karl-Anton v. Wernitz-Keibel und Familie

Godeffroystraße 1, 2 Hamburg 55

Trauerfeier am Mittwoch, dem 19. Oktober 1983, um 14 Uhr, Friedhof Hamburg-Nienstedten, Rupertistraße.

Rolf Mirow

* 15. April 1919 † 11. Oktober 1983

Für uns alle unerwartet hat sich sein Leben vollendet. Es wird uns sehr schwer zu begreifen, daß er nicht mehr bei uns ist.

In Trauer und großer Dankbarkeit für die vielen glücklichen Jahre

Im Namen der ganzen Familie
Annemarie Mirow geb. Baumgärtel
Ingeborg Solbrig geb. Mirow
Axel Solbrig
Ingeborg Solbrig-Combrinck

Espellohweg 98
2 Hamburg 52
Basingstoke/England

Wir nehmen Abschied von ihm am Freitag, dem 21. Oktober 1983, um 10 Uhr in der Halle C des Krematoriums Hamburg-Ohlsdorf.

Familienanzeigen und Nachrufe

können auch telefonisch oder fernschriftlich durchgegeben werden.

Tel.: Hamburg (0 40) 3 47 – 43 80 – 39 42 o. – 42 30
Berlin (0 30) 25 91 – 29 31
Kettwig (0 20 54) 5 18 und 5 24

Telex: Hamburg 02 17 001 77 as d
Berlin 01 84 611
Kettwig 08 579 104

DIE WELT
UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Herausgeber: Axel Springer, Matthias Walden, Berlin

Chefredakteure: Wilfried Hertz-Eichenrode, Dr. Herbert Kremp

Stellv. Chefredakteure: Peter Gillies, Bruno Waltert, Dr. Günter Zehm

Berater der Chefredaktion: Heinz Barth

Hamburg-Ausgabe: Diethart Goos

Chefs vom Dienst: Klaus Jürgen Fritzsche, Friedr. W. Heering, Heinz Kluge-Lübke, Jens-Martin Lüddeke (WELT-Report), Bonn; Horst Hillesheim, Hamburg

Verantwortlich für Seite 1, politische Nachrichten: Gernot Facius; Deutschland: Norbert Koch, Rüdiger v. Wolkowsky (stellv.); Internationale Politik: Manfred Neuber; Ausland: Jürgen Liminski, Marie Weidenhiller (stellv.); Seite 3: Burkhard Müller, Dr. Manfred Rowold (stellv.); Meinungen: Enno von Loewenstern (verantw.), Horst Stein; Bundeswehr: Rüdiger Moniac; Bundesgerichte/Europa: Ulrich Lüke; Osteuropa: Dr. Carl Gustaf Ströhm; Zeitgeschichte: Walter Görlitz; Wirtschaft: Gerd Brüggemann; Industriepolitik: Hans Baumann; Geld und Kredit: Claus Dertinger; Feuilleton: Dr. Peter Dittmar, Reinhard Beuth (stellv.); Geistige Welt/WELT des Buches: Alfred Starkmann, Peter Böbbis (stellv.), Dr. Hellmut Jaesrich (stellv.); Fernsehen: Dr. Brigitte Helfer; Wissenschaft und Technik: Dr. Dieter Thierbach; Sport: Frank Quednau; Aus aller Welt: Ulrich Bieger, Knut Teske (stellv.); Reise-WELT und Auto-WELT: Heinz Horrmann, Birgit Cremers-Schiemann (stellv. für Reise-WELT); WELT-Report: Heinz-Rudolf Scheke (stellv.); Auslandsbeilagen: Hans-Herbert Holzamer; Leserbriefe: Henk Ohnesorge; Dokumentation: Reinhard Berger; Grafik: Werner Schmidt

Weitere leitende Redakteure: Dr. Leo Fischer, Peter Jentsch, Werner Kahl, Walter H. Rueb, Lothar Schmidt-Mühlisch

Fotoredaktion: Bettina Rathje; Schlußredaktion: Armin Reck

Bonner Korrespondenten-Redaktion: Manfred Schell (Leiter), Heinz Heck (stellv.), Günther Bading, Stefan G. Heydeck, Hans-Jürgen Mahnke, Dr. Eberhard Nitschke, Peter Philipps, Gisela Reiners

Diplomatischer Korrespondent: Bernt Conrad

Korrespondent für Technologie: Adalbert Bärwolf

Deutschland-Korrespondenten Berlin: Hans-Rüdiger Karutz, Klaus Geitel, Peter Weertz; Düsseldorf: Dr. Wilm Herlyn, Joachim Gehlhoff, Harald Posny; Frankfurt: Dr. Dankwart Guratzsch (zugleich Korrespondent für Städtebau/Architektur), Inge Adham, Joachim Weber; [illegible]

Auslands-Korrespondenten: [illegible] London: Helmut Voss, Christian Ferber, Claus Geissmar, Siegfried Helm, Peter Michalski, Joachim Zwikirsch; Los Angeles: Karl-Heinz Kukowski; Madrid: Rolf Görtz; Mailand: Dr. Günther Depas, Dr. Monika von Zitzewitz-Lonmon; Mexico City: Werner Thomas; New York: Alfred von Krusenstiern, Gisela Bauer, Ernst Haubrock, Hans-Jürgen Stück, Wolfgang Will; Paris: Heinz Weissenberger, Constance Knitter, Joachim Leibel; Rom: Anna Tietjen; Tokio: Dr. Fred de la Trobe, Edwin Karmiol; Washington: Dietrich Schulz; Zürich: Pierre Rothschild.

Zentralredaktion: 5300 Bonn 2, Godesberger Allee 99, Tel. (02 28) 30 41, Telex [illegible]

1000 Berlin 61, Kochstraße 50, Redaktion: [illegible]

2000 Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 1, [illegible]

4300 Essen 18, Im Teelbruch 100, [illegible]

3000 Hannover 1, Lange Laube 2, [illegible]

4000 Düsseldorf, Graf-Adolf-Platz 11, [illegible]

6000 Frankfurt (Main), Westendstraße 8, [illegible]

7000 Stuttgart, Rotebühlplatz 20a, [illegible]

8000 München 40, Schellingstraße 39-43, [illegible]

Monatsabonnement bei Zustellung durch die Post oder durch Träger [illegible]

[illegible]

Verlag: Axel Springer Verlag AG, 2000 Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 1.

Nachrichtentechnik: Reinhard Prechelt

Herstellung: Werner Koziak

Anzeigen: Dietrich Windberg

Vertrieb: Gerd Dieter Leilich

Verlagsleiter: Dr. Ernst-Dietrich Adler

Druck in 4300 Essen 18, Im Teelbruch 100; 2000 Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Str. 6.

Pankraz, Matthias Horx und der Tag „danach"

Matthias Horx, ein junger Schriftsteller, der sich auf das Erfinden von Szenarios „nach der Bombe" spezialisiert hat, bekommt neuerdings immer öfter Ärger mit Freunden aus der „Friedensbewegung". Zwar lassen seine Bücher kaum etwas zu wünschen übrig, was das Ausmalen von Schreckensvisionen betrifft, seine „nachatomare Menschheit" ist grausam reduziert und degeneriert, aber allein die Tatsache, daß es bei Horx nach dem großen Knall doch noch irgendwie weitergeht, paßt den Friedenskämpfern nicht ins Konzept. Er spiele damit den Militärs und Überlebensstrategen in die Hand, behaupten sie. Atomkrieg bedeute nun einmal „das Ende der Menschheit", und wer das anzweifle, gehöre „auf die andere Seite", auch wenn er es gut meine.

„Das Ende der Menschheit" – unter dem macht man es heute nicht mehr. Die „Friedensbewegung" hat ein regelrechtes Denkverbot erlassen: Sich die Stunde „danach" auszumalen ist in ihren Augen nicht nur unmöglich, sondern unstatthaft. Dementsprechend soll auch niemand darüber nachdenken, wie er einen atomaren Erstschlag aushalten könnte, es soll kein Überlebenstraining und keine Schutzvorrichtungen geben, und Ärzte sollen sich schon heute verpflichten, keinem atomaren Brandopfer irgendwelche Hilfe zuteil werden zu lassen. Männer der Öffentlichkeit, die sich in ihrem Garten einen Atombunker einrichten, werden – wie seinerzeit Carl Friedrich von Weizsäcker – verhöhnt und an den Pranger gestellt.

Als Erklärung für derlei lebensfeindlichen Eifer wird angegeben, daß jegliches „Denken des Undenkbaren", jegliche Vorsorge und Schutzmaßnahme lediglich die Hemmschwelle für den Einsatz von Atomwaffen senke einen Atomkrieg also wahrscheinlicher mache. Pankraz überzeugt das nicht. Wieso würden die Sowjets eher auf den Atomknopf drücken, wenn sie wüßten, daß der Gegner gut verbunkert ist und auch nach einem Erstschlag voll verteidigungsfähig bleibt? Das genaue Gegenteil entspräche den Gesetzen der Logik. Nein, das Wüten der „Friedensbewegung" gegen helfende Ärzte und Überlebens-Szenarios hat keinen rationalen, menschenfreundlichen Grund, sondern speist sich aus irrationalen Tiefen. „Wer nicht pariert, wer nicht auf uns hört, der soll total und für immer ausgetilgt sein!" Es ist die typische Einstellung eines Savonarola, eines bleich-entschlossenen Kapuzinerpredigers, wie man ihn unter den Friedenskämpfern ja ziemlich oft antrifft.

Wie aber sähe nun ein einigermaßen wirklichkeitsgetreues Szenario der Menschheitssituation „nach der Bombe" aus? Die Visionen des Matthias Horx, so erfindungsreich sie sein mögen, taugen dazu nichts, sie sind zu sehr Literatur, zu sehr Science-fiction. Die gräßlichen Mutanten beispielsweise, die seine Trümmerwelten bevölkern, bräuchten Jahrmillionen, um sich zu der geschilderten Phänomenalität zu entwickeln, und außerdem weiß kein Mensch, ob radioaktive Strahlung Mutationen hervorruft.

Horx geht auch immer davon aus, daß die atomare Zerstörung gleichmäßig alle Länder und Erdteile überziehen würde. Doch eben dies wäre der am wenigsten wahrscheinliche Fall. Die Großmächte haben ihre sogenannten Overkill-Kapazitäten fast ausschließlich auf die Zentren des jeweils anderen gerichtet; seitdem die Sowjets SS 20 installieren, ist auch Westeuropa „Knopfdruckland". Die schlimmste Möglichkeit vorausgesetzt, daß zuerst die Sowjets und dann auch die Amerikaner sämtliche zur Verfügung stehenden Lang- und Mittelstreckenraketen zünden, gäbe es verheerende Zerstörungen mit Hunderttausenden und vielleicht Millionen Toten in Amerika, Rußland und Europa. Mittlerweile nimmt Moskau auch Japan ins SS-20-Visier, so daß eventuell auch das dichtbesiedelte Japan Atomopfer würde.

Afrika, Südasien und Lateinamerika blieben dagegen mit ziemlicher Sicherheit verschont; die Atomangst in diesen Ländern ist denn auch faktisch gleich Null, wie jeder erfährt, der einmal dort gewesen ist. Für die Tüchtigeren von ihnen (Argentinien, Südafrika, Australien) käme ein momentaner Wirtschaftsboom, sie würden versuchen, die in Nordamerika, Europa und Japan ausgefallenen Industrien wenigstens teilweise zu ersetzen. Wahrscheinlich könnten sie sich aber auf Dauer nicht auf ihrem zivilisatorischen Niveau halten, denn allzu gewaltig wäre der durch den Druckknopfkrieg ausgelöste Rückschlag in der Weltwirtschaft, in der allgemeinen Kommunikation, im Fortschrittsdenken. Besonders in Afrika würden zahllose Menschen die überfüllten Metropolen wieder verlassen, um in ihre Dorf- und Stammesgemeinschaften zurückzukehren. Autarkie, Regionalismus und mittlere Technologie kämen zu ungeahnten Ehren.

In den zerstörten und verseuchten Staaten des Nordens hätten die Führungskader wohl überlebt; zumindest in der Sowjetunion würde das der Fall sein, weil dort die diversen Parteikomitees heute schon voll und atomsicher verbunkert sind. Aber die Kader hätten nicht mehr die Macht, bestimmte Gesellschaftsmodelle in ihrem Sinne durchzusetzen und aufrechtzuerhalten. Nackte Not und Überlebensangst bestimmten den Alltag für lange Zeit, d. h., als politische prägende Kraft fiele sowohl die sogenannte Erste als auch die sogenannte Zweite Welt aus.

Mit anderen Worten: Nach dem Szenario mit dem größten Wahrscheinlichkeitsgehalt wäre der atomare Druckknopfkrieg nicht das Ende der Menschheit, sondern das Ende der zivilisatorischen Vorherrschaft des Nordens, der „Sieg" der Dritten Welt und damit genau das, was sich viele westdeutsche Friedenskämpfer, „grün" und antizivilisatorisch, wie sie sind, im stillen erträumen. Das ist eine wahrhaft überraschende und auch makabre Pointe, doch die Weltgeschichte war schon immer bekannt wegen ihres schwarzen Humors.

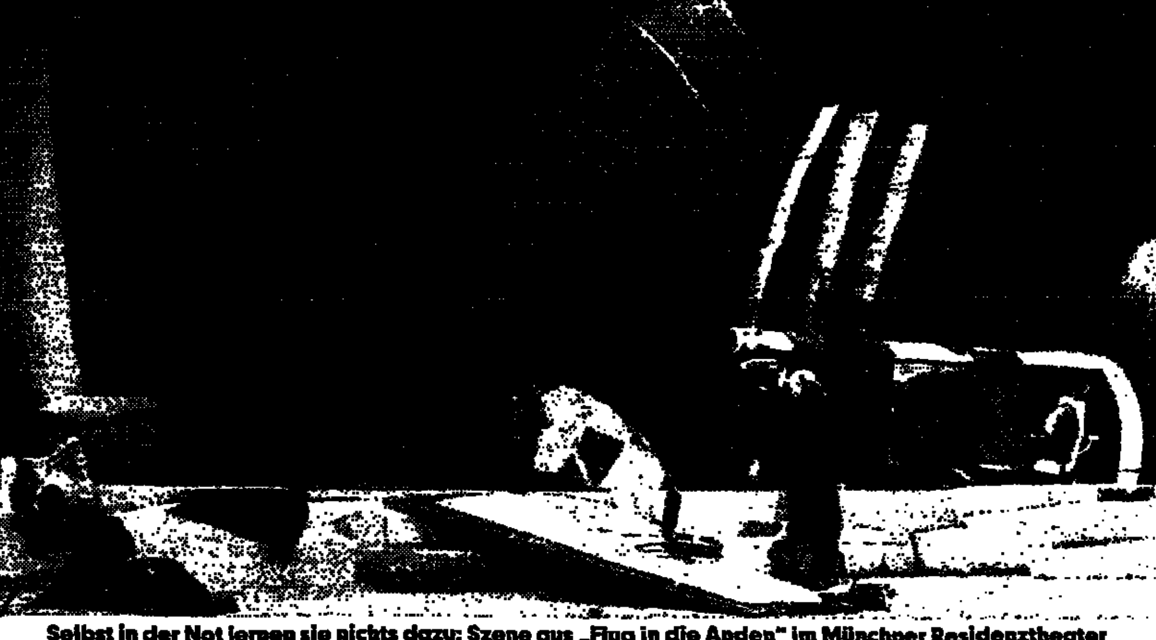
Pankraz

Saisonauftakt in München mit Peter Weiss, Michel Vinaver und O. Nicolais „Lustigen Weibern"

Kannibalismus als Trojanisches Pferd

Zwei herrliche Herbsttage in München. Die Isarmetropole zeigte sich von ihrer besten Seite: lebendig, strahlend, verliebt ins Schöne. Da war man doppelt erwartungsvoll, was die beiden großen Sprechtheater der Stadt, die Kammerspiele und das Residenztheater, zum Saisonauftakt wohl zu bieten hatten, zumal die Kammerspiele unter ihrem neuen Chef Dieter Dorn Programmatisches erwarten ließen.

Allerdings stimmte schon die Ankündigung skeptisch. „Der neue Prozeß" von Peter Weiss war schließlich schon dreimal durchgefallen. Und die Absicht Dorns, sein Haus (bislang durch herausragende Klassiker-Inszenierungen bekannt) nun auch durch Gegenwartsdramatik zu profilieren, hätte man wohl auch durch ein besseres Objekt demonstrieren können. So kam es, wie es kommen mußte: Buhrufe für einen Theaterabend, den man sich gut hätte sparen können. Das letzte Stück von Peter Weiss, 1981 geschrieben und 1982 kurz vor dem Tod des Autors uraufgeführt, „übersetzt" Franz Kafkas Roman „Der Prozeß" in eine politische Welt von Gnaden des „Bearbeiters". Der gute Mensch Josef K in den Fängen eines Konzern-Multis, der ihn als Alibi mißbraucht – das reduziert Kafkas große Ängste aufs Agitatorische, also Banale. Und auch der Versuch von Dieter Dorn, diese Banalität in hübschen Bildern aufzubrechen, ist da wenig erfolgreich.



Selbst in der Not lernen sie nichts dazu: Szene aus „Flug in die Anden" im Münchner Residenztheater FOTO: RABANUS

Dorn läßt in weißen, kahlen Schachtelwänden spielen (Bühnenbild: Jürgen Rose). Die Konzernangestellten sind bis zur Brust im Bühnenboden vergraben. Das Volk und die politischen Parteien stehen an den Wänden Schlange, als wollten sie in Polen Lebensmittel einkaufen. Und um auch dem letzten Zuschauer klar zu machen, daß es um politischen Mummenschanz geht, dürfen die Bösewichter sich gegen Ende auch noch die Masken bekannter Politiker überstreifen. So versteht man an den Kammerspielen politisches Theater: schicke Bildchen um ein (gegen den Autor gespieltes) menschliches Drama, das Helmut Griem als Josef K mit stammelndem, zögerlichem, staunenden Idealismus wenigstens noch einige wenige Szenen lang erträglich machte. Insgesamt ein untauglicher Versuch am untauglichen Objekt. Skeptiker, die Dieter Dorns Berufung zum alleinigen Chef der Kammerspiele (ohne seinen langjährigen Antipoden Ernst Wendt) für einen Fehler hielten, mögen sich nach diesem Auftakt bestätigt fühlen.

Noch belangloser und banaler ging es freilich am benachbarten Residenztheater zu. Die deutschsprachige Erstaufführung von Michel Vinavers „Flug in die Anden" beschäftigt sich zwar mit etwas so Schrecklichem wie Kannibalismus, verliert sich aber derart in deklamatorischer Geschwätzigkeit, daß man allen Schrecken noch für erträglicher hält als diese Dialoge.

Vinaver, Franzose, Jahrgang 1927, ist in Deutschland schon ein paarmal gespielt worden, zum Beispiel sein Stück „Hotel Iphigenie" am Stadttheater Kiel, aber stets sang- und klanglos von den Spielplänen verschwunden. Sein jüngstes Stück nun beruht auf einem tatsächlichen Ereignis: 1972 stürzte in den Anden eine Militärmaschine mit 45 Insassen ab. Einige wurden schließlich gerettet und gestanden zum allgemeinen Entsetzen, daß sie nur überlebt hatten, weil sie das Fleisch der Toten gegessen hatten. Aber um die Problematik eines solchen Verhaltens oder um die schrecklichen Nöte von Menschen, die da zum äußersten getrieben wurden, geht es dem Autor gar nicht.

Das beginnt schon damit, daß die Insassen des Flugzeugs bei Vinaver Manager eines US-Fertighaus-Konzerns sind, die dem chilenischen Diktator Pinochet (der damals noch gar nicht an der Macht war) bei der Sanierung der Slums (ein gutes Geschäft, versteht sich) zur Seite stehen wollen. Manager und ihre Sekretärinnen aber lernen natürlich auch in der Not, nicht einmal im erzwungenen Kannibalismus etwas dazu. Bis in den Tod hinein reden sie davon, daß sie nach der Rettung alles so weiter machen wollen wie bisher. So sterben sie dahin. Und die einzige Frau, die etwas gelernt hat, schneidet sich am Ende die Pulsadern auf. Das Spektakuläre, der Kanibalismus, ist dem Autor nur ein trojanisches Pferd, mit dem er Interesse weckt für etwas ganz anderes.

Noch verniedlichender inszeniert der israelische Regisseur Arie Zinger dieses Geschehen. Das Bühnenbild von Gae Aulenti wirkt wie eine Puppenstube. Mal ein seitlich ausgeschnittenes Flugzeug, mal ein paar Berge, die wie Scheiben einer Sahnetorte aussehen. Dazwischen blinkt und kracht und donnert und schneit es wie im Disney Land. Wenn Not gezeigt werden soll, kriecht man grundsätzlich auf den Knien herum. Bei Verzweiflung wird permanent geschrien. Bei diesem illustrierten Bilderbogen über eine verrottete Kaste konnten einem die Schauspieler (brillant: Christa Berndl und Hans-Michael Rehberg) leid tun.

Ein durchweg verfehlter Saisonauftakt in Münchens Schauspiel. Das Residenztheater dämmert weiterhin im Halbschlaf. Muß man nun auch um die Kammerspiele fürchten?

LOTHAR SCHMIDT-MÜHLISCH

*

Jenes Sujet, das eine humorlose Arroganz nur in Verdis genialem Alterswerk gelten lassen wollte, erlebt nun seine berechtigte Rückkehr auf die Opernbühnen. Nachdem es Berlin in der vergangenen Spielzeit versucht hatte, setzt nun auch in München Wolfgang Sawallisch auf Otto Nicolais „Lustige Weiber von Windsor". Nie ganz vergessen, wenn auch reichlich vernachlässigt, konnte die „komisch-phantastische" Oper jetzt wieder ihre Berechtigung als wertvolles Glied im Bereich der romantischen Oper beweisen.

Wenn der Staub so kräftig in der Rezitativen aufgewirbelt wird, wie es Sawallisch gleich in der Ouvertüre tat, wo er die virtuosen Solonummern warm aufleuchten ließ, da schwinden natürlich alle Bedenken, die das Werk, wenn überhaupt, dann lieber im intimeren Gärtnerplatz-Theater gesehen hätten. Wo aber sonst hätte man sich den Luxus einer solchen Besetzung leisten können, die – und das ist das erstaunlichste und wichtigste an dieser Premiere – eine Ensembleleistung darstellt.

Ensemble muß nicht Egalität der Leistungen heißen. Lucia Popps Frau Fluth wartet neben italienischer Gesangsvirtuosität, die von orgelnden Brusttönen bis zu schelmisch zwitschernden Höhen reicht, mit saftiger Komik auf. Kurt Moll muß sich die pralle Buffo-Herrlichkeit des Sir John noch erkämpfen, so wie er sich dessen Bauch umhängen muß. Bei Peter Seifferts Fenton sind alle Anlagen zum jugendlichen Helden, bei dem Schmelz noch nicht durch Kraft ersetzt wurde, vorhanden. Neben Wolfgang Brendels Fluth muß Claes H. Ahnsjös Junker Spärlich, selbst eigentlich noch ein Fenton, unbedingt hervorgehoben werden.

Durch die Anlage der Oper als Theater auf dem Theater mogelt sich Peter Beauvais eigentlich um die Frauenstory herum, und auch die sozialen Hintergründe der Wandertruppe, die er uns verspricht, werden nicht plastisch. Da hilft auch das mehrmalige Einstreuen der originalen Shakespeare-Texte nicht viel. Ansonsten spart Beauvais nicht mit witzigen und komischen Details. Beauvais bleibt immer kultiviert, wie es Nicolai entspricht. Und die Nähe zur bürgerlichen Posse wird nie überstrapaziert. Damit das ganze nicht so biedermeierlich ausfiel, wurde die Handlung kurzweg in eine vage Shakespeare-Zeit verlegt – viel Holz und ausgewachsene Tücher mußten wie immer für diese Assoziation herhalten – und der Spielhabitus der comedia dell'arte angenähert. Daß die 15köpfige Clownschar, die den Tespiskarren für jede Szene neu verwandelte, weniger nach mittelalterlichen Vaganten als nach Zirkus Roncalli aussah, mag an dem Einsatz von gleich drei Bühnenbildnern (Benedikt Herforth, Jana Karen, Jürgen Hassler) und einer Kostümbildnerin (Gabriele Jaenecke) gelegen haben.

So wie wir heute beide „Manons" schätzen, ist auch genug Platz für zwei „Falstaff"-Varianten.

ROLF FATH

Alt-Amerika in Koblenz

Gold und Silber der Indianer

Auch wen das Goldfieber der Konquistadoren kalt läßt, wird die Ausstellung „Gold und Silber aus dem alten Amerika" im Landesmuseum Koblenz auf der Festung Ehrenbreitstein faszinieren. Was deutsche Museen an Schätzen – Schmuck, Gefäße und Kultgegenstände – der alten Hochkulturen Süd- und Mittelamerikas bergen, wurde hier einmal zusammengetragen. Heraus kam dabei eine kleine Ausstellung, welche die ganze Welt der alten Indianer-Kulturen en miniature entfaltet. Unversehens fühlt sich der Betrachter hineinversetzt in eine mythische Zeit mit ihren Symbolen, wie Sonne und Mond, Papagei und Flamingo, hornblasenden und harfespielenden menschlichen Gestalten. Mensch, Tier und Kosmos – hier scheinen sie noch miteinander versöhnt.

Da gibt es ein Gefäß in der Form eines fliegenden Papageis, Becher in Gestalt von Menschenköpfen aus Peru, kleine menschliche Skulpturen ganz in Gold, in ihrer archaischen Statuarik und der additiven Gestaltung der Körper aus geometrischen Grundformen an ganz frühe griechische Skulpturen erinnernd.

Aus Kolumbien stammen seltsam überlängte menschliche Gestalten, die Gliedmaßen aus ziselierten Goldfäden ornamental stilisiert, oder Frösche, fast an Menschenbilder erinnernd. Aus Araukanien, dem südlichsten Teil der Anden, kommen eine Anzahl prächtiger Silberketten, zum Schmuck für Mensch und Pferd bestimmt. Auf einer fein gearbeiteten



Goldene Figur aus Kolumbien, aus der Koblenzer Ausstellung FOTO: KATALOG

Gewandnadel sind gleich ein ganzes festliches Szenario aus Musikanten, ein tanzendes Paar, Vögel, Lama und Hund gestaltet. Meist beschränkte man sich hier jedoch auf die Darstellung pflanzlicher Motive. Offensichtlich jüngeren Datums ist der Goldschmuck aus Panama, auf den ein Adler schon in ganz europäischer Formensprache geritzt wurde.

Doch ist dies nur zu ahnen. Wie alt der Schmuck ist, erfährt man bei diesem Beispiel ebensowenig wie bei den meisten anderen. So übersichtlich die Stücke in der Ausstellung nach Herkunft und Stil angeordnet sind, so sparsam war man mit Erläuterungen. Noch verwirrender ist der, freilich mit schönen Abbildungen versehene, Katalog.

Dennoch, die Stücke sprechen in ihrer eindrucksvollen Vielfalt für sich. Sie vermögen es, dem Betrachter etwas von den zauberhaften Mythen einer vergangenen Welt zu erzählen. (Bis 6. November, Katalog 13 Mark.)

SIMONE GUSKI

Londons Sinfoniker als Lehrer in Rolandseck

Mozart aus dem Bahnhof

Dem letzten Konzert kam man leicht auf die Spur. Da probierten also zwei Bürschchen auf dem Balkon des Bahnhofs Rolandseck hoch über dem nur von den Lichtergirlanden vorbeifahrender Ausflugsdampfer illuminierten nachtdunklen Rhein wie selbstvergessen eben noch mal die Violinstimmen aus dem ersten Satz von Dvoraks F-Dur-Quartett. Ein Augenblick von fast exotischem Reiz am Ende des zweiten Rolandsecker Nachwuchsfestivals, bei dem vierzehn Tage lang rund um die Uhr gewiß auch Disparateres aus allen Türen und Fenstern des klassizistischen Bahnhofsidylls herausgeklungen war.

Als man den beiden jungen Geigern dann im Konzert selbst wiederbegegnete, gehörten sie mit zu den erstaunlichsten unter all den Jungtalenten: vier Israelis, alle so um die Dreizehn, die die beiden ersten Dvorakschen Quartettsätze mit einem kaum zu vermutenden Maß an Erfühltheit und Erfülltheit musizierten. Der „Primarius" Roy Shiloah zumal, ein junger Hochbegabter, der an der zweitschwersten Chaconne, Corellis „La Follia", auch schon gezeigt hatte, was er technisch bereits alles kann. Mit dem auf den Riesenbeifall zugegebenen Scherzosatz waren die vier freilich noch nicht ganz fertig.

Dieses Rolandsecker Festival, das Meisterkurse mit abendlichen Konzerten eben dieser Meister und mit Abschlußkonzerten, in denen die Schüler das Gelernte vorzeigen, so glücklich verbindet, ist wohl einmalig in der Bundesrepublik. Nach den Solisten des Israel Philharmonic Orchestra im Vorjahr war der Nachwuchs diesmal den Spitzenpulten von Abbados London Symphony Orchestra anvertraut. Vierzehn waren über den Kanal gekommen, an der Spitze Konzertmeister Michael Davis, und denen waren noch Konzertmeister Chaim Taub und der Solofagottist vom IPO zugesellt, was dann bereits etwas von jener Kontinuität andeutete, auf die das Festival aus sein muß: Johannes Wasmuths Idee, durchgeführt von der rheinland-pfälzischen Stiftung Bahnhof Rolandseck, und von privaten Mäzenen gefördert.

Kontinuität heißt die Devise auch bei den Schülern: Einige waren schon beim letzten Mal dabei und verdienen sicher auch, daß man sie weiterhin im Auge behält. Rund 50 aus sieben Ländern waren es insgesamt, wovon die meisten naturgemäß aus England, Israel und der Bundesrepublik kamen. Die Lehrer bringen eben gern ihre eigenen Schüler mit. Bei den jungen Israelis lag der Schwerpunkt bei den Geigern: Zu nennen wäre noch Tali Steiner, die sich hochmusikalisch und technisch perfekt an der nun schwersten Chaconne aus Bachs d-Moll-Partita hervortat. Aber auch die blutjunge Shira Ravin, die Saint-Saens' Rondo capriccioso ungefähr in der Perfektion rumänischer Mädchenturnerinnen vorführte – unglaublich, aber auch noch ein bißchen wie von ihrem Lehrer Chaim Taub aufgezogen. Die Engländer hatten, neben der ebenfalls begabten Geigerin Tasmin Little, vor allem eine ganze Reihe guter Nachwuchsbläser mitgebracht, die nun in allerhand Kammermusikbesetzungen glänzten.

Was es für junge talentierte Instrumentalisten bedeutet, vierzehn Tage lang mit einer Phalanx der vorzüglichsten Orchestermusiker zu arbeiten, zu musizieren, ja einfach schlicht umzugehen, davon vermittelten gerade die verschiedenen Kammermusikformationen, mit denen so Bedeutendes wie Mozarts c-Moll-Bläserserenade oder Schuberts Oktett einstudiert wurde, einen gewichtigen Eindruck. Aber ebenso das kleine ad hoc zusammengestellte Kammerorchester, in dem sie nun Schulter an Schulter saßen, die junge Geigerin neben Konzertmeister Davis oder eine Japanerin neben Warwick C. Hill, der beim London Symphony die zweiten Geigen anführt. Sie schauten ihnen direkt auf die zaubernden oder tricksenden Finger. Nachmachen war Lehrprinzip. Solch unmittelbarer Erfahrungsfluß ist unbezahlbar (weshalb wahrscheinlich die 150 Mark Teilnahmegebühren gar nicht erst von allen erhoben wurde).

DIETER SCHÜREN

John Travoltas neuer Film „Staying Alive"

Happy-End am Broadway

Die Story des neuen John-Travolta-Films „Staying Alive" (Am Leben bleiben) ist so simpel, gradlinig und schon dagewesen, wie man es bei einem Regisseur und Drehbuchautor mit Namen Sylvester Stallone befürchten muß. Nur anstatt zu boxen, tanzt hier einer aus dem Nichts in den Ruhm. Mit viel Fleiß also kommt Preis. Der da anfangs kellnerte und in einer Tanzschul-Klitsche bäuchige Laien zwiebelte, erhält seine Broadway-Chance. Mit echt amerikanischen Ellenbogen bootet er während der Proben den Hauptdarsteller aus, läßt rechts und links eine Dame zappeln, die eine lieb und naiv, die andere fies und gerissen, bis er schließlich in der Premierennacht als neuer Stern über New York aufgeht. „Satan's Alley" soll dieses scheußliche Machwerk heißen, das so niemals am Broadway herauskäme, ja die Tryouts in der Provinz schon gar nicht überstanden hätte. Aber davon ist keine Rede in diesem Film. Er hätte genauer und richtiger sein müssen.

Der neue Star ist Tony Manero, unser alter Bekannter aus dem „Saturday Night Fever", der inzwischen von Brooklyn nach Manhattan umgezogen ist. Und der ist natürlich wieder Travoltas Rolle. Des neuen Travolta. Oder doch des Travolta mit neuem Körper. Denn seinen Body hat er für „Staying Alive" gehörig gestählt und gespannt. Aus dem schmalen Disco-Jungen ist ein schlanker Athlet geworden. Vom Kinn abwärts sieht er phantastisch aus; das Schafsgesicht darüber muß man schon sehr gut photographieren, damit es zum männlichen Sexualsymbol taugt. Manchmal gelingt das sogar.

Travolta tanzt anders und besser als je zuvor. Aus Disco-Dance ist großräumige Choreographie geworden, die Elemente des Jazztanzes und des amerikanischen Modern Dance aufgenommen hat. Das sorgt für stupende Szenen. Immer dann, wenn der Tanz-Furor losbricht, ist dieser Film glänzend. Da stimmen auch plötzlich Kamera und Beleuchtung, und die Musik mit dem Gütesiegel der Bee Gees tut ein übriges, aus „Staying Alive" einen der besseren Tanzfilme Hollywoods zu machen.

Man hat Travolta, eingedenk der Frack-Eleganz eines Fred Astaire (der auch nicht spielen, singen und sprechen konnte), vorgeworfen, er biete auf seine muskulöse und schweißglänzende Art nur primitives Sex-Gepower. Das stimmt, und stimmt auch nicht. Der Disco-Tanz trägt nun mal keinen Top-hat, das ist nicht die Schuld Travoltas oder dieses Films. Sexuelles Reizklima ist bei dieser Art von Tanz der Gütemaßstab. Danach wird in diesem Film also hervorragend getanzt. Und im übrigen hat „Staying Alive" auch einige Verwandtschaft mit jenen Ballett- und Ballettsaalfilmen, die mitleidig Blasen, Schwielen und blaue Flecke der Tänzer beäugen. Warum sollen das ehrenhafte Blessuren nur sein, wo sie im Dienst am klassischen Ballett erworben wurden? In den Garderoben der Show-Theater geht es noch viel erbarmenswerter zu, in den Möbliertzimmern der Showtänzer viel kärger. Da gönnt man Tony Manero seinen Triumph doch gleich doppelt.

REINHARD BEUTH



Comeback mit neuem Image: John Travolta FOTO: UIP/FPF

JOURNAL

Polnisches Theater in Kiel muß aufgeben

J. G. G. Kiel

Das „Polnische Theater", das sich in Kiel etablieren wollte, mußte jetzt seine Arbeit einstellen. Der einzigen polnischsprachigen Bühne außerhalb Polens in Europa fehlt die finanzielle Basis, da Kiel, obwohl entsprechende Zusagen vorlagen, nicht bereit ist, das Theater zu unterstützen. Das teilt der Theaterleiter Anatol Kobylinski in einem Beitrag der Zeitschrift „Poglad", die von der „Solidarität" in West-Berlin herausgegeben wird, mit. Kobylinski will nun versuchen, sein Theater in München neu zu gründen.

Inkunabeln des Marxismus in China

Jo. Trier

Die Zusammenarbeit des Karl-Marx-Studienzentrums in Trier mit der Volksrepublik China verläuft immer reibungsloser. Nachdem im März zum 100. Todestag des deutschen Philosophen zum erstenmal auch Vertreter Chinas bei einem internationalen Symposium in Trier sich der Diskussion stellten, hat Peking jetzt für Marxens Geburtsstadt seine Archive geöffnet: Mit 220 Exponaten zwischen 1900 und 1983 dokumentiert das Studienzentrum in einer vom Pekinger Marx-Engels-Institut aufbereiteten Ausstellung für einen Monat die Verbreitung des Marxismus in China. Die Bücher, Zeitschriften und Dokumente sind überwiegend Originale, teilweise die einzigen noch erhaltenen Exemplare der frühesten Übersetzungen. In dieser Vollständigkeit wurden sie selbst in China noch niemals gezeigt. Zur Rezeptionsgeschichte des Marxismus in China plant das Studienzentrum unter Teilnahme von zwei Mitarbeitern des Pekinger Instituts ein Symposium für den 29. Oktober.

Weniger Theater- und Kinobesucher in der „DDR"

dpa, Berlin

Die Theater und Kinos in der „DDR" leiden unter anhaltendem Besucherschwund. 1982 ging die Zahl der Theaterbesucher erstmals auf unter zehn Millionen zurück, obwohl zu den vorhandenen 175 Bühnen drei weitere hinzukamen und das Platzangebot größer als im Vorjahr war. Allerdings betrifft der Besucherrückgang nicht alle Sparten. Während es im Schauspiel einen schweren Einbruch gab, konnten Oper und Operette einen leichten Besucheranstieg verzeichnen. Die Kinos hatten 1982 mit rund 72,40 Millionen Besuchern über vier Millionen weniger als im Vorjahr.

Ernst-Reuter-Plakette an Elisabeth Bergner

DW. Berlin

Elisabeth Bergner erhält heute abend aus der Hand des Regierenden Bürgermeisters Richard von Weizsäcker die Ernst-Reuter-Plakette. Der Schauspielerin wird die höchste Auszeichnung der Stadt für ihren wichtigen Beitrag zum Theaterleben Berlins in der Zwischenkriegszeit an den Barnowsky- und Reinhardtbühnen verliehen. Zugleich wird ihre Bedeutung als Filmdarstellerin gewürdigt. Nach der Emigration, als ihr in England und Amerika eine zweite Karriere gelang, kehrte sie zu häufigen Gastspielen nach Berlin zurück.

Ehrendoktorwürde für Hubertus zu Löwenstein

rst. München

Hubertus Prinz zu Löwenstein wurde die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät der Ukrainischen Freien Universität in München verliehen. Damit wurde von der kleinsten deutschen Universität, die 1919 von Emigranten in Prag gegründet und 1945 nach München verlegt worden war, mit dem Präsidenten des Freien Deutschen Autorenverbandes ein Mann für seine literarische und wissenschaftliche Arbeit geehrt, die, indem sie gegen jegliche Diktatur auftrat, auch das Selbstbestimmungsrecht der Ukraine unterstützte.

Schmuel Rodensky erhält den Israel-Preis

I. Br. Tel Aviv

Schmuel Rodensky, der in Deutschland vor allem in der Hauptrolle des Musicals „Anatewka" nach Scholem Alejchems Erzählung „Tevje, der Milchmann" bekanntwurde, ist der Israel-Preis 1984 für Schauspiel und Theater zugesprochen worden. Der Preis wird im Frühjahr 1984 übergeben. Rodensky gastiert derzeit als „Tevje" in München.

Rita Hayworth 65

DW. New York

Rita Hayworth wird heute 65 Jahre alt. Die Schauspielerin, die 1935 ihre erste (noch kleine) Filmrolle spielte, wurde in den vierziger Jahren als Partnerin von Tyronne Power und Fred Astaire bekannt und galt bald als „amerikanische Institution". Sie spielte in Filmen wie „Cover Girl", „Königin vom Broadway", „Carmen" die Hauptrollen. Nicht minder schlagzeilenträchtig waren ihre Ehen mit dem Ölmagnaten B. C. Judson, dem Schauspieler und Regisseur Orson Welles und mit Prinz Ali Khan. Die Schauspielerin, die an einer schweren Krankheit leidet, lebt heute in New York.

Pfarrhilfen aus aller Welt beim Kongreß in Wien

KURT POLLAK, Wien

Am Hungertuch nagten vier Tage lang Dutzende Pfarrer aus 12 europäischen Ländern und ein Bischof aus Japan, weil ihnen ihre Köchinnen und Pfarrhaushälterinnen den Brotkorb einfach höher hängten, um sich selbst ein paar gute Tage in Wien zu bereiten. „Wir haben für unsere Chefs die Mahlzeiten vorgekocht und tiefgefroren – auftauen und wärmen können sie sich das Essen selbst", sagte eine der 52 resoluten Damen, die zur Generalversammlung der „Internationalen Föderation der Pfarrhaushälterinnen" in Wien zusammengekommen waren.

Ohne Probleme ist auch dieser Berufsstand nicht, doch ruhte über den Häuptern der Damen der Segen des Papstes. Bei einer Sonderaudienz im Vatikan am 22. April 1982 würdigte Johannes Paul II. die Tätigkeit der Pfarrhaushälterinnen mit den Worten: „Freut euch und seid stolz darauf, zu der Gruppe von Frauen zu gehören, die zum Werk der Evangelisierung ihr Bestes, ja nicht selten eine Heiligkeit beigetragen haben."

Allein in der Bundesrepublik Deutschland gibt es 15 000 Pfarrhaushälterinnen, die den Status von Wirtschafterinnen mit Pensionsberechtigung besitzen. Im Jahre 1974 schlossen sie sich zu einer Föderation zusammen. Ihre Präsidentin ist die Deutsche Anneliese Israel, die das Pfarrhaus ihres Bruders, eines Prälaten in Trier, betreut. Gäbe es keine Pfarrhaushälterinnen, müßten die katholischen Priester täglich ihr Klostersüppchen schlürfen und ihre eigenen Putzfrauen sein. Deshalb sagte wohl auch der Papst: „Eure Anwesenheit, eure Hilfe, euer Dienst ist eine Quelle menschlichen und geistlichen Glücks, das dem Pfarrhaus eine gewisse Anziehung und Ausstrahlung verleiht ..."

Und die meisten der Delegierten auf der Wiener Generalversammlung sind denn auch stolz darauf, mehr als Wirtschafterinnen zu sein. Die Pfarrhaushälterinnen spielen auch eine nicht unbedeutende Rolle bei der seelsorgerischen Betreuung sowohl der braven als auch der schwarzen Schafe ihrer Pfarrgemeinden. Häufig nehmen sie dem Pfarrer als „Beratungsstelle" die Arbeit ab. „Die Menschen haben Vertrauen zu uns, weil sie uns eben als „wirkliche Institution" respektieren", sagte eine der Damen, die schon längst im Ruhestand ist, aber freiwillig weiterhin „ihren" Pfarrer betreut.

Der Nachwuchsmangel an Pfarrhaushälterinnen ist auch das Hauptproblem dieses Berufsstandes. Präsidentin Anneliese Israel: „Von den zehntausenden Pfarrhaushälterinnen in aller Welt sind 35 Prozent mit Priestern verwandt. Junge arbeitssuchende Mädchen könnten sofort einen Posten in einer Pfarrei finden, der ihnen Sicherheit in jeder Form bietet." Schon vor Jahren hatte man ein Hindernis beseitigt, das schon seit einiger Zeit für Engpässe gesorgt hatte – die Altersgrenze. Seitdem ist das Mindestalter von 35 keine Voraussetzung mehr für den Dienstantritt im Pfarrhaus.

Mode – manche mögen's kühl





Thierry Mugler: Auch Rundungen haben wieder eine Chance.

CONSTANZE KNITTER, Paris

Besucher des Louvre erlebten in diesen Tagen einen Schock. „Wollen Demonstranten den Louvre stürmen?" fragten beunruhigt die Kunstbeflissenen. Doch die vermeintlichen Demonstranten waren nur Modebeflissene, fast alle nach dem letzten Modeschrei in Schwarz gekleidet. Rund 2000 Profis der Modebranche hielten Einzug im Ehrenhof des Louvre zum Präsentations-Marathon der Frühjahr/Sommer-Kollektionen. Kulturminister Jacques Lang hatte gar persönlich zu Füßen griechischer Statuen das Startzeichen für die Modetage gegeben.

57 Couturiers und Stilisten zeigen während einer Woche in drei gigantischen Zelten vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung vor 600 Journalisten und Tausenden von Einkäufern aus allen Teilen der Welt ihre neuesten Créationen. Doch nach den ersten Tagen sah man auf den Laufstegen kaum modische Überraschungen für den nächsten Sommer. Die Pariser Modemacher wollen ihre Ware bei der kritischen Wirtschaftslage verkaufen und setzen ganz einfach auf das tragbare Kleid.

Yves Saint Laurent, der den Modestimmungen stets um eine Nasenlänge voraus ist, will dem einfachen Kittelkleid zu einem Comeback verhelfen. „Ich liebe die einfache Linie. Alles muß leicht tragbar sein", verkündete der Modezar. Blumengemusterte Hemdblusenkleider und eine große Anzahl des verführerischen „kleinen Schwarzen" sind Leitmotiv seiner Kollektion.

Während Yves Saint Laurent die Rocksäume ums Knie herum enden läßt, glauben die Avantgardisten der Pariser Créateure an wadenlange oder gar bis zu den Knöcheln reichende Säume. Karl Lagerfeld erklärte gar, daß er in der nächsten Saison am liebsten gar keine Damenbeine sehen möchte. Seine Kollegen, vor allem die japanischen Designer, sagen auch Busen und Taille adieu. Sie konzentrieren sich im Sommer 1984 auf die Frauenhüfte. Sie wird durch Mieder, breite Gürtel oder gebundene Stricke betont. Im übrigen sehen die Modemacher die Frau im kommenden Sommer recht verhüllt.

Karl Lagerfeld präsentierte seine letzte Kollektion für das Modehaus Chloé. Sein Vertrag endet am 31. Dezember dieses Jahres nach 20 Jahren Zusammenarbeit, in denen er Chloé zu einem der angesehensten Namen in der Modewelt machte. Lagerfelds Silhouette ist ein Spiel mit Proportionen. Seine schmal fallenden, fast knöchellangen Kleider, deren Rockweite erst ab Knie in Trompetenlinie aufspringt, erinnerten an die Modelinie Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre. Auch sein Marinelook aus Strick erinnerte an die Vor Kriegsmode von Deauville. Lagerfeld, der die Hautecouture-Kollektionen für Chanel entwirft, konnte sich bei seinem Chló-Abschied wohl nicht ganz dem Einfluß der Coco Chanel entziehen.



Yamamoto: Mal wieder „adieu" für Busen und Taille.

FOTOS: GAMMA/STUDIO X, ZEICHNUNGEN: MONIKA SCHENKL

Sportlich und sexy ist die Frau von Claude Montana. Seine Silhouette betont die runden Hüften, verengt sich bis zum Knie und springt dann um die Wade wie ein Kreisel auf. Mal kommen die Mädchen wie ein Afrika-Corps daher mit breit gepolsterten Safari-Jacken über Plissee-Röcken und mit Turbanen auf dem Kopf. Dann wieder erinnern sie an die indischen Gurkhas in Armeejacken und Jodhpurs oder Bermudas. Oder sie geben sich wie Schiffskapitäne in Cabanjacken, Admiralsmänteln und weiten, seitlich offenen Fischerhosen. Am schönsten waren Montanas schwarze enge Lederhosen unter weiten schwarzen Wildlederjacken mit Straßborten.

Bei Thierry Mugler kommen die weiblichen Formen endlich zu ihrem Recht. Seine Kleider sind hauteng und betonen alle Rundungen. Man denkt an die Mangano in dem Film „Bitterer Reis". Schultern werden durch große Ausschnitte oder weite Ballonärmel betont. Die Taille ist eingeschnürt, damit die Hüften gut zur Geltung kommen. Weiß ist Muglers Lieblingsfarbe. So steckt er seine Mädchen gerne in weiße, aufknöpfbare Arbeitskittel, in denen sie aussehen wie freche Laborantinnen.



Chloé: Zum Abschied was aus den alten Zeiten

Nach Verschiebung des Starts von „Columbia" droht jetzt ein Streit zwischen Nasa und Esa

Bei Spacelab-Mission im November müssen Experimente ausgelassen werden / Europäer verlangen zweiten kostenlosen Flug

WOLFGANG WILL, New York

Die geplante „Spacelab"-Mission mit dem deutschen Wissenschafts-Astronauten Ulf Merbold, die jetzt zum zweiten Male verschoben werden mußte, wird immer kostspieliger und droht, die Beziehungen zwischen der Nasa und der Esa, Europas Gegenstück zur amerikanischen Weltraumbehörde, zu trüben. Inzwischen bereiten nicht nur die finanziellen Aspekte Sorgen, sondern auch die wissenschaftlichen Experimente.

Probleme mit Isolierung

Die Nationen Europas, die in der Esa (European Space Agency) zusammengeschlossen sind, haben in das bei Erno-Bremen gebaute Raumlabor „Spacelab", das in der Frachtluke des Raumflugzeugs „Columbia" transportiert werden soll, etwa eine Milliarde Dollar investiert. Ursprünglich war als Starttermin für die „Spacelab"-Mission der 30. September festgesetzt worden. Er wurde nicht eingehalten, weil ein von der Nasa gestarteter und für „Spacelab" unerläßlicher Nachrichtensatellit – „Tiedress" gennannt – nicht rechtzeitig auf seine vorgeschriebene Position gebracht werden konnte.

Jetzt platzte auch der neue Starttermin am 28. Oktober, weil eine Isolierschicht innerhalb einer Triebwerksdüse an einer der als Starthilfe dienenden Feststoffraketen nicht den Sicherheits- und Qualitätsvorschriften entspricht: Das gleiche fehlerhafte Isoliermaterial hatte beim letzten „Challenger"-Start zur Beinahe-Katastrophe und zum möglichen Verlust von Maschine und Besatzung geführt.

Deshalb wurde der Start abgesagt und die „Columbia" wieder von der Startrampe zurückgezogen. Im Montagegebäude des Kennedy Space Center wird die fehlerhafte Düse ausgebaut und ersetzt. Damit kann die „Spacelab"-Mission frühestens am 28. November beginnen.

Für die Esa bedeutet das Mehrkosten in Höhe zwischen 300 000 und 500 000 Dollar, für die Nasa zusätzliche Unkosten in Höhe von einer Million Dollar – und die Budgets beider Agenturen sind bereits bis zum äußersten strapaziert. Stirbt auch der November-Termin, kann erst im Februar gestartet werden, und das bedeutet pro Monat weitere Unkosten von rund einer halben Million Dollar für die Esa und von etwa einer Million Dollar monatlich für die Nasa.

Verlust wichtiger Daten

Wegen der Stellung der Sonne können bei einem November-Start auf jeden Fall nicht alle an Bord von „Spacelab" vorgesehenen Experimente durchgezogen werden. Dies bedeutet einen Verlust wissenschaftlicher Daten. Die Esa verhandelt deshalb bereits mit der Nasa um einen „Freiflug" für eine weitere „Spacelab"-Mission im kommenden Jahr: beim ersten, jetzt abgesagten „Spacelab"-Unternehmen muß die Esa keine Transportkosten für ihr Raumlabor und ihren Astronauten Ulf Merbold bezahlen. Für jede weitere „Spacelab"-Mission aber will die Nasa Gebühren zwischen 35 und 40 Millionen Dollar berechnen.

Da aber Europa unverschuldet auf gewisse Experimente verzichten muß, sollte Ende November gestartet werden, drängt es auf eine Art Schadenersatz in Form einer kostenlosen Wiederholung des „Spacelab"-Unternehmens, damit die wissenschaftlichen Experimente, die beim Erstflug unter den Tisch fallen, nachgeholt werden können. (SAD)

Neue Kampagne gegen ‚Gurtmuffel'

dpa, Augsburg

Der Deutsche Verkehrssicherheitsrat und der ADAC haben am Wochenende in Augsburg eine neue Aufklärungskampagne unter dem Motto „Lieber gurten als zahlen" gestartet. Verkehrsexperten wie Professor Max Danner (Geschäftsführer Allianz-Zentrum für Technik, München) und der Vorsitzende des Bundestags-Verkehrsausschusses, Karl-Heinz Lemmrich (CSU), traten dabei dafür ein, Verstöße gegen die Anschnallpflicht künftig mit Bußgeld zu ahnden. Danner meinte, erst wenn es dem Autofahrer an den Geldbeutel gehe, zeige dieser Einsicht. Statt 20 Mark Geldbuße, wie sie im Gespräch sei, schlug er zwischen 50 und 100 Mark vor.

Der Griff zum Gurt, so wurde zum Auftakt der Kampagne betont, habe unter den deutschen Autofahrern wieder nachgelassen. Auf der Autobahn schnallten sich zwar noch mehr als 80 Prozent an, im Stadtverkehr greife derzeit aber nicht einmal jeder zweite (44 Prozent) zum Gurt.

Herbst eroberte das Land im Sturm

AP, Frankfurt

Kräftige Herbststürme mit einer Geschwindigkeit bis zu hundert Stundenkilometer sind am Wochenende über weite Teile der Bundesrepublik Deutschland hinweggefegt und haben kühles und regnerisches Oktoberwetter mit Höchsttemperaturen um 14 Grad gebracht. Während die Küstenländer eine verhältnismäßig milde Witterung meldeten, eröffneten auf der Zugspitze einige hundert Schneehaserln bereits die Skisaison. Am dritten Oktobersonntag herrschte nach Auskunft der Meteorologen ein „Rückseitenwetter, das dieser Saison ganz angemessen ist" und das auch in der neuen Woche für häufige Schauer, sturmartige Böen, einen wolkenverhangenen Himmel und Temperaturen um zwölf Grad sorgen dürfte. Außerdem seien die ersten Bodenfröste zu erwarten. Selbst ein Hochdruckgebiet, das die Meteorologen zur Wochenmitte hin erwarten, „wird nicht den Sonnenschein bringen, wie man das gemeinhin annimmt", hieß es gestern beim Wetterdienst in Offenbach.

Die ersten Skiläufer tummelten sich am Wochenende am Zugspitzplatt. Allerdings waren die Schnee- und Wetterverhältnisse nicht günstig. Am Samstag herrschten schlechte Sicht und leichtes Schneetreiben. Die Temperaturen lagen knapp unter null Grad. Am Sonntag besserte sich das Wetter ein wenig. Die Schneehöhe: 17 Zentimeter.

Tod bei Absturz

dpa, Heeslingen

Drei Menschen kamen am Wochenende beim Absturz von zwei Privatmaschinen ums Leben. Beide Insassen starben, als gestern eine Privatmaschine in Loechgau (Kreis Ludwigsburg) in der Nähe eines Sportplatzes zerschellte. Beim Absturz eines Flugzeuges mitten in der Ortschaft Heeslingen (Niedersachsen) wurden am Samstag der Pilot getötet und drei mitfliegende Kinder aus den Niederlanden lebensgefährlich verletzt. Die Maschine war direkt neben einer Schule, in der sich noch zahlreiche Kinder aufhielten, aufgeprallt.

Kinder tot aufgefunden

dpa, Ludwigshafen

Die Leichen von zwei seit sieben Wochen vermißten Kindern aus Ludwigshafen sind am Samstag in einer Kiefernschonung im Landkreis Bad Dürkheim entdeckt worden. Beide sind vermutlich von ihrem Vater, der mittlerweile tödlich verunglückte, mit einem Hammer erschlagen worden. Nach ihnen und ihrer Schwester Nicole, die noch vermißt wird, hatten mehrere Hundertschaften Polizei und Feuerwehrleute seit dem 29. August mehrfach gesucht. Der Vater hatte damals in einem Telefongespräch seiner Frau angedroht, sich und die Kinder umzubringen. Nach Aussagen seiner Frau will der Mann außerdem im Februar 1981 in Mannheim ein Liebespaar erschlagen haben.

Banden-Vorbereitung

SAD, Los Angeles

Die einander ständig bekriegenden Jugendbanden von Los Angeles wollen für die Dauer der Olympischen Spiele im nächsten Jahr einen Waffenstillstand abschließen, um gemeinsam Olympia-Besucher auszurauben. Ein Bandenspezialist der Polizei von Los Angeles bestätigte, daß gegenwärtig zwischen den Bandenführern Verhandlungen stattfinden.

97 Morde?

AFP, Monroe

Henry Lucas, der selbst angibt, 150 Frauen in den USA ermordet zu haben, könnte nach Ansicht der untersuchenden Polizeibeamten tatsächlich für 97 Morde in 13 amerikanischen Bundesstaaten verantwortlich sein. Ein Polizeisprecher erklärte am Wochenende, Lucas sei nach dem Stand der Ermittlungen bereits in 28 Morde verwickelt.

ZU GUTER LETZT

„Ist es wahr, daß die Hälfte der Referenten auf der Hardthöhe Versager sind? – Unsinn, die Hälfte sind keine Versager." Aus dem soeben erschienenen „curieusen Militairbrevier" von Oberst a. D. Reinhard Hauschild „Ich glaub', mich tritt ein Pferd".

WETTER: Wolkig mit Schauern

Wetterlage: Auf der Rückseite eines sich allmählich abschwächenden Tiefs über dem Nordmeer wird frische und wolkenreiche Luft nach Deutschland geführt.



Vorhersage für Montag:

Bundesgebiet: Wechselnde, überwiegend starke Bewölkung mit Schauern, in Küstennähe auch mit einzelnen Gewittern. Tageshöchsttemperaturen 10 bis 13 Grad, Tiefstwerte der Nacht 7 bis 3 Grad. Mäßiger bis frischer, im Norden Böen auch stürmischer Wind aus Südwest bis West.

Weitere Aussichten für Dienstag:

Vorübergehende Wetterberuhigung bei wieder ansteigenden Tagestemperaturen.

Temperaturen am Sonntag, 13 Uhr:

Berlin	16°	Kairo	25°
Bonn	11°	Kopenh.	12°
Dresden	14°	Las Palmas	32°
Essen	11°	London	12°
Frankfurt	10°	Madrid	16°
Hamburg	12°	Mailand	14°
List/Sylt	12°	Mallorca	25°
München	11°	Moskau	11°
Stuttgart	10°	Nizza	14°
Algier	29°	Oslo	10°
Amsterdam	11°	Paris	12°
Athen	21°	Prag	15°
Barcelona	23°	Rom	22°
Brüssel	11°	Stockholm	11°
Budapest	21°	Tel Aviv	24°
Bukarest	20°	Tunis	24°
Helsinki	9°	Wien	12°
Istanbul	18°	Zürich	13°

Sonnenaufgang* am Dienstag: 6.50 Uhr, Untergang: 17.24 Uhr, **Mondaufgang:** 16.48 Uhr, Untergang: 2.29 Uhr.
* in MEZ, zentraler Ort Kassel.

Zwei Wissenschaftler auf den Spuren der Zombies

RALF PETER LAUCK, New York

Ein haitianischer Arzt und ein amerikanischer Botaniker sind auf der Spur eines Phänomens, das von den gebildeten Bewohnern der Insel empört als Aberglauben abgetan wird, in den ärmeren Teilen der Bevölkerung aber immer noch ängstliches Schweigen auslöst: die Zombies – jene angeblich „lebenden Toten", die, so der Volksglaube, als Sklaven der gefürchteten Voodoo-Priester ein willenloses Leben führen.

Seit mehr als 20 Jahren beschäftigt sich Lamarque Douyon, Chef des Psychiatrischen Krankenhauses in Port-au-Prince, mit dem Voodooismus. Immer wieder ging er Spuren und Erzählungen nach, traf aber in den meisten Fällen auf Haitianer, die unter Epilepsie, anderen Geisteskrankheiten oder Alkoholismus litten. Auf eine mögliche Erklärung brachte ihn dann der Fall des Clairvius Narcisse. Der alte Mann war vor 20 Jahren beerdigt worden, dann jedoch 1980, zum Schrecken auch seiner Schwester Angelina, wieder aufgetaucht. Seine Erzählungen wurden zu einem Bindeglied der Mosaikstückchen, die Douyon in der Vergangenheit zusammengetragen hatte. Danach verfügen die „Bocor" genannten Voodoo-Priester über ein Gift, das bei Einnahme zu einem todesähnlichen Koma führt. Dieses Gift geben etwa Anhänger des Voodoo-Kultes renitenten Familienangehörigen. So war es auch im Fall von Narcisse. Er hatte sich dem von seinen Brüdern geplanten Verkauf des Landes der Familie widersetzt. 1962 wurde im Albert-Schweitzer-Hospital in Deschapelles sein Tod festgestellt. Wenig später, so versichern Freunde und Bekannte, wurde er beerdigt.

Einmal auf der Spur des geheimnisvollen Giftes, gelang es dem haitianischen Arzt Douyon, eine Probe davon in seinen Besitz zu bringen. Er schickte es zur Untersuchung in die USA. Hier erfuhr Wade Davis, Botaniker an der Harvard-Universität, davon. Er setzte sich mit Douyon in Verbindung, und zusammen fanden sie Abenteuerliches heraus.

Wie Davis in der nächsten Nummer der Wissenschaftszeitung „Journal of Ethnopharmacology" berichtet, besteht das Gift aus mehreren pflanzlichen Bestandteilen, vor allem aber aus Extrakten einer großen Kröte und einem Kugelfisch. Ein verkohlter menschlicher Knochen werde wohl nur wegen des „Show-Effektes" hinzugefügt. Die Kröte nennt Davis eine „wahre chemische Fabrik". Sie enthalte Halluzinogene, Betäubungsmittel und chemische Substanzen, die sich lähmend auf Herztätigkeit und Nervensystem auswirkten. Der Kugelfisch weist größere Mengen des tödlichen Nervengiftes „Tetrodotoxin" auf.

Davis erinnerte sich, daß der „Fugu" genannte Kugelfisch in Japan als große Delikatesse gilt. In japanischen „Fugu"-Restaurants wird ausschließlich dieser Fisch serviert, zubereitet von speziell ausgebildeten und lizensierten Fugu-Köchen. Mit großer Sorgfalt muß nämlich jener Teil des Fisches herausgetrennt werden, der das tödliche Gift enthält. Zu den Auflagen für die Besitzer von Fugu-Restaurants gehört es deshalb auch, daß zu den Öffnungszeiten zumindest ein Arzt in der Nachbarschaft abrufbereit ist. Trotzdem kommt es immer wieder zu Todesfällen in Fugu-Restaurants.

Die Symptome bei Fugu-Vergiftungen sind ähnlich denen, die die Voodoo-Opfer zeigen, bevor sie „sterben". Die Atmung wird immer flacher, bis sie praktisch nicht mehr wahrnehmbar ist, die Augen werden glasig, eine der Leichenstarre ähnliche Lähmung tritt ein. Die Toten, so wollen Douyon und Davis herausgefunden haben, werden beerdigt, dann aber von den Voodoo-Priestern innerhalb der nächsten acht Stunden ausgegraben und wiederbelebt.

Diese Wiederbelebung allerdings können die beiden Wissenschaftler noch nicht erklären. Hier müssen sie noch auf die Geschichten zurückgreifen, die ihnen zugetragen wurden. Danach werden die „Toten" auf den Friedhöfen von auf den Boden stampfenden Voodoo-Priestern „wiedererweckt". Mit einem anderen Mittel, einer Paste aus süßen Kartoffeln und der halluzinogenhaltigen Datura-Frucht, auf Haiti „Zombie-Gurke" genannt, würden sie dann in einer Art Trance gehalten, die sie zu gefügigen Sklaven macht – Zombies.

Clairvius Narcisse erinnert sich an die 18 Jahre seines Zombie-Daseins auch nur wie an einen schlechten Traum. Bis ihm die Flucht gelang, habe er auf einer Zuckerrohr-Plantage gearbeitet. Allerdings scheinen die Zombies keine guten Arbeiter zu sein: „Schon die leichteste Arbeit konnte ich nur unter großen Mühen tun ..."

